Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Zehnter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortsetzung.)

	Seite
Neun und fünfzigster Brief	3
Sechzigster Brief	14
Ein und sechzigster Brief	44
Zwei und sechzigster Brief	50
Drei und sechzigster Brief	67
Vier und sechzigster Brief	101
Fünf und sechzigster Brief	112
Sechs und sechzigster Brief	121
Sieben und sechzigster Brief	146
Acht und sechzigster Brief	154
Neun und sechzigster Brief	165
Siebzigster Brief	177
Ein und siebzigster Brief	194
Zwei und siebzigster Brief	198
Drei und siebzigster Brief	215
Vier und siebzigster Brief	234

Briefe aus Paris.

1830 —1833.

(Fortsetzung.)

Neun und fünfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — gräulich —

ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloſer Geſell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Menſch — ditto gottloſer — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Burſch — Mordbrenner — ſchamloſer Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum iſt dein Schwert ſo roth? Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich ſehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als: Anmaßung — Frechheit — Unverſchämtheit — ditto unerhörte — grundſchlechte Geſinnung — ſchaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigſtens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir ſagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Dieſe Herrenloſigkeit gibt ſeiner Schrift ein ehrwürdiges deutſchamtliches Anſehen. Auch ſchrieb mir Einer von Hamburg, ſie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen ſeinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Beſcheidenheit, zu fürchten, man möchte ſeine Art, ſich auszudrücken, mit „gemeinen Schmähungen“ verwechſeln und er bittet ſeine Leſer, dieſes nicht zu thun. Er meint: man wundere ſich vielleicht, daß er, als zahmer

Deutſcher, mit einemmale ſo wild geworden; aber man kenne die Deutſchen noch gar nicht. „Der „Deutſche iſt geduldig, aber doch nur bis zu einem „gewiſſen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, „wenn er das Schweigen bricht und einen Entſchluß „gefaßt hat, ſo wird ſich Mancher wundern über die „ſcheinbare Verwandlung ſeiner Natur. Und ich „fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin.“ Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literariſchen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg iſt, iſt zu arg.“ Man müſſe „dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft ſelbſt viel? Es mag noch ſo viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt ſie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Bruſt hätte er mich ſtoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen ſollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann iſt zu gutmüthig.

Er ſagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- „und Zeitungsgeſchwätz, von der Oberfläche geſchöpfte „Bemerkungen, wie tauſend vorlaute Raiſonnärs ſie „täglich machen.“ Da haben ſie den alten Deutſchen wieder! Neue Ideen wollen ſie haben! Eine Idee, wenn ſie ſie achten ſollen, muß eine Handſchrift ſein,

auf Pergament geſchrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tauſend Jahrbüchern der Geſchichte gedruckt zu leſen, was der Himmel ſelbſt herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Laſtträger auf der Gaſſe, wie der Denker in ſeinem Zimmer, was der Bürger in ſeiner Werkſtätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter ſeinem Joche, der Bettler in ſeinen Lumpen ſpricht, denkt, fühlt, klagt, wünſcht und hofft — das verſchmähen ſie, das iſt ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeſchwätz! Was Alle wiſſen, verdiente Keiner zu lernen! Gut, ihr ſollt neue Ideen haben; zeigt nur erſt, daß ihr deren würdig ſeid; gebt Rechenſchaft, wie ihr die alten verwendet!

Mein Eduard iſt zwar ein beſcheidener junger Menſch, aber an Welterfahrung ſcheint ihm noch viel zu fehlen. Er ſagt: er müſſe ſich gegen den Vorwurf verwahren, als haſſe er die Sache einer geſetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müſſe man dem Himmel überlaſſen. „Wenn Fürſten ihre „Zeit und ihre Völker verkennen, oder gar der Schlech„tigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer Mißgriffe ſie ſelbſt am ſchwerſten treffen. Dies wünſche, „hoffe und weiß ich.“ Dieſes wünſche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer ſoll

denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Commissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur Dem hilft Gott, der sich selbst hilft. Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, Sanskulottischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heirathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Frei-

heit merke, es habe ihn ein Deutſcher geſchrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieſer Löwe, oder „wie er ſonſt heißen möchte, auf guten Rath „hören will, ſo wird er bleiben, wo er iſt, wo man „ihn nicht kennt. Ob eine deutſche Regierung von „ſeinen politiſchen Läſterungen Notiz nehmen würde, „wiſſen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Verſuch „machen, ſich in gute Geſellſchaft einzudringen. Er „wird aus jeder Geſellſchaft, in der man auf Ehre „hält, auf beſchimpfende, und wenn es Noth thut, „denn dieſes Geſchlecht iſt zudringlich, auf „phyſiſch empfindliche Weiſe entfernt werden. Das „iſt die Sprache, die man mit dieſen Geſellen reden „muß: eine andere verſtehen ſie nicht.“ ... Daß dieſe Thoren mich noch daran erinnern, daß ſie mir unter die Augen bringen, was mich vergeſſen zu laſſen ihnen noch wichtiger ſein müßte, als es mir gleichgültig iſt, ob ſie ſelbſt es vergeſſen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geſchändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menſchen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geſchlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen ſaurer Gerechtigkeit einen Feierabend ſüßer Ruhe verſtatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen, dieſem Zwerggeſchlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe

nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu ſtecken. Manchmal überſchleicht es mich; aber dann, die menſchliche Schwachheit an mir ſelbſt erfahrend, lerne ich ſie an Andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Dieſen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren ſuchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigſte bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile ſchreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausſtellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reiſen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in daſſelbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgeſtalt, mit einem giftigen Krötengeſichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut ſtand ſtille; doch durfte ich nichts ſagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals ſchwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich ſchreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! ... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günſtiger rezenſirt als Hamburg — doch davon ſpäter. Ich will zuerſt auf Ihren geſtrigen Brief antworten. Das Buch iſt noch nicht hier angekommen, doch ſchrieb mir Campe, es wäre abgeſchickt worden. Aber auf die hieſigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu ſein. Die wenigen Deutſchen meiner Bekanntſchaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig ſagen; Franzoſen leſen es nicht; da kann ſich alſo keine öffentliche Meinung bilden, und höchſtens eine individuelle laut werden. Campe ſchreibt mir: „Sonderbar ſind die „Elemente in dieſem Augenblicke angeregt, angeregt „durch dieſe Briefe. Die Ariſtokraten werden keck „und rücken heraus und kämpfen ... Ich kann Ih„nen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den „Ihre Briefe bei vielen der Beſſern gemacht „haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß „Sie ſich ſo ganz rückſichtslos haben gehen laſſen, „ſo daß Sie den Platz als Zuſchauer verließen und „ſelbſt Akteur wurden! Dadurch haben Sie einen „beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms „eingebüßt, der Ihnen ſchwer wieder zu erringen „ſein möchte. Dieſes Urtheil iſt die allgemeine „Stimme, und Sie werden von vielen Seiten ſo

„zurecht gewieſen werden, daß dieſes der Refrain „durchweg bleiben wird. Das Volk iſt gläubig und „ſagt Amen!“ Wie mich dieſer Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geſchrieben. Ob ich den Leſern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es iſt wahr, daß ich den Platz als Zuſchauer verlaſſen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entſagen? Sie ſehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meiſten. Ich habe den zähen deutſchen Boden aufgewühlt; es ziehe Jeder ſeine Furche wie ich; für die Saat wird Gott ſorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und ſie beſchmutzte — was ſchadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der ſei toll geworden, war doppelt und noch einmal ſo dick als die übrigen angeſtrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierſtreifen bezeichnet. Dieſen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig heraus-

fallen, ſo daß der Unterſuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komiſch geweſen ſein.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeſchickt. Er ſchreibt unter andern: „... Die Hamburger Kauf„leute erklärten darauf, ohne gerade die Scribler zu „loben, daß in den Börneſchen Briefen zerſtörende „Ideen enthalten ſind, die nur ein Aufwiegler oder „Sansculotte ans Tageslicht befördern kann. Dies „hat das Verbot der Briefe herbeigeführt.“ —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben ſoll, etwas näheres zu erfahren. Das Ding kann ſchön werden. „Ringe ſind es, die eine Kette bilden“ — ſagt Königin Eliſabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseiſen iſt das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es gibt wenige Menſchen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausſchuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich ſind es weniger übelwollende als unwiſſende Menſchen, die nicht zu rechnen verſtehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen,

die es sie kostet, ihrem Geiste einen Ehrendienst bei der vornehmen Dummheit zu verschaffen, könnten sie dessen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, selbst an sinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur schweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der besser ist als sie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, so anspruchslos und demüthig sie auch ist, in dem Edelmannsklubbe des deutschen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegen zu stellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich Mauguin. Er blieb aber nur eine Viertelstunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann ist klar, wie ein Waldbach, der über Kieseln fließt; doch ist es nicht erfreulich, einer menschlichen Seele bis auf den Grund zu sehen. Eine Tiefe ist nicht klar. Mauguin, weil er so klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig ansieht und er urtheilt zu schnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in .... manchmal darüber lachen müssen: man mag ihm noch so kurz antworten auf seine Fragen, so war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verstand sie schon um die Mitte. Das ist Franzosen-Art, die für alle Verhältnisse fertige mathematische Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir Mauguin in die Rede und fährt fort: ist vier. Als wäre nicht

möglich, daß ich etwas anderes hätte ſagen wollen. Er mißverſteht Einen zwar nie, aber er verſteht Einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältniſſe von Frankreich, eben weil es Franzoſen-artige Verhältniſſe ſind, die kennt er freilich gut. Er verſicherte mich auf das Beſtimmteſte, daß die hieſige Regierung auf nichts anderes ſinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynaſtie Karls X. zurückzuführen und König Philipp ſelbſt ſei damit einverſtanden. So wird freilich alles verſtändlich. Mir wäre es ſelbſt recht, ſie verſuchten es. Ich liebe die großen Maſſen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus iſt mir lange nicht ſo erſchrecklich, als ein einzelner verrückter Menſch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die ſeit dreitauſend Jahren von den Königen begangen worden ſind, von Saul bis auf Karl X., aber unſere gegenwärtige Zeit iſt reicher an Wahnſinn, als es jene dreitauſend Jahre waren. Wenn man alle fürſtlichen Paläſte Europa's nebeneinander ſtellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren ſich meine Nachrichten aus Deutſchland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Paſtete; ja König Philipp ſelbſt ſoll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons ſollen die Schüſſel mit der Kruſte behalten. Die köſtliche Naivität finde

ich nicht darin, daß ſie glauben, es ausführen zu können, ſondern, daß ſie glauben, wenn ſie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürſten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken ſie, ſie brauchten den Brunnen nur zuzuſchütten und dann wäre alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu raiſonniren? Ich muß wohl ſelbſt ein Narr ſein. Frankreich war ſeit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuſchern, dann iſt kein Thron der Welt auf eine Nacht ſicher. Sie zittern, wenn einige Franzoſen mit liberalen Reden in ihrer Maultaſche durch Deutſchland reiſen, und ſchreien entſetzt: Propaganda, Propaganda! Und ſie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeſchmackten Regierungskünſten, mit ihren Taſchenſpieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — ſie, die nicht einmal die Polizei verſtehen, die doch die einzige Kunſt iſt, die ſie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als ſie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre ſchlaueſten Köpfe geſchickt hatten, wurden alle dieſe ſchlauen Köpfe der

heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum Besten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

In Berlin ist mein Buch von der Polizei in Beschlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn Einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, sie confiszirten freilich am liebsten das ganze Weltall. Die Münchener Tribüne giebt Auszüge der Pariser Briefe. Der Dr. Wirth, der sie schreibt, ist ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niederwirft: die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, ist er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die

französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort will er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um sich eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deutscher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerſtag, den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob ſie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie ſagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts Gefälligeres als ſo ein Nebel, der noch keinen Miniſter in der Noth verlaſſen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrſcht, hat ſich von ſelbſt hergeſtellt; aber das Volk iſt noch Meiſter der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marſchall Soult als Würgengel dahin geſchickt. Nun bin ich begierig, wie ſie Leyer und Schwert zuſammen dichten werden. Der Marſchall Soult kann ſich täuſchen; Napoleon's Zeiten ſind vorüber und der Bülletin-Donner ſchreckt keinen Haſen mehr. Der Herzog von Orleans kann ſich auch täuſchen. Eine fürſtliche gnädige Herablaſſung thut keine Wunder mehr; das Volk giebt keine Bratwurſt für die allerhuldvollſten Redensarten, es will baares Geld ſehen. Die Neigung der Miniſter iſt für Gewalt; aber die Furchtſamkeit des Königs wird wohl verhindern, was ſeine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Caſimir Perrier, der König von Iſrael, der hohe Prieſter der Renten, der Held des Friedens hat ſich in der Kammer geberdet wie Moſes, als er vom Berge Sinai herab

kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completter Narr! Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wieder sahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perrier hat darüber gefrohlocket, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sei nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor und zeigte sie aller Welt! Die dunklen Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchsten Grad des Wahnsinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: seht, ihr seid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit mir halten — um diese elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Casimir Perrier das Glück Frankreichs,

Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es iſt wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu ſchlecht ſind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, ſondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müſſe. Nicht gegen den Beſitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen ſtreitet das Volk; wenn aber dieſe Vorrechte ſich hinter dem Beſitze verſchanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Beſitz erſtürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an dieſem Uebel der Menſchheit; drei tauſend Jahre haben das Unheil geſäet, und das Menſchengeſchlecht nach uns wird es ärndten. Frei nannten ſich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Geſetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzſichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geiſtlichkeit ihre Vorrechte verloren, ſei der ewige Friede geſichert! Eben dieſe wie Frankreich und England, ſtehen der fürchterlichſten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfaſſungen beſtehen. In den letztern wird dem niedern Volke, durch ſeinen benachbarten Stand, die Bürgerſchaft, die Ausſicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen verſteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit.

Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß so lange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt und daß so lange es einen Adel giebt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind

noch keine fünfzig Jahre, ſich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten ſchelten laſſen, reden, wie ſie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu ſie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit ſeiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menſchliche Schwäche erhaben ſein ſollte, benutzt ſie nur, ihre Herrſchſucht zu befriedigen, und ſtatt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen ſie ſie über hinfälliges Holzwerk, das ſie in den Schlamm der Leidenſchaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der franzöſiſchen Freiheit, ſuchen ſie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erſt kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter ſie vertheilt. Die Ehre haben ſich die Fürſten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der ſie zittern. Die ſo leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den ſchweren Kreuzen gejagt, ſobald dieſe murren. Die Arbeitsleute, um ſie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Julinshelden, die man Republikaner ſchilt, gehetzt, und dieſe, die ſich zu nichts gebrauchen laſſen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Caſimir Perrier, der ſich wie ein Schulbube

zu den Füßen aller fremden Diplomaten ſetzt und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält ſich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Scham weit von ſich gewieſen. Nichts iſt bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen ſich ſelbſt bekannt macht, was er hätte verſchweigen ſollen und können — ſo feſt iſt er überzeugt, daß Unverſchämtheit die erſte Tugend eines ächten Staatsmanes iſt! Erſt heute iſt wieder etwas an der Tagesordnung, was dieſe ſeine Tugend in das glänzendſte Licht ſetzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Beſtürmung der Baſtille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuſchten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreſte von Scham, Republikaner ſchilt. Nun ſah man an jenem Tage mit Erſtaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorſtädten der Polizei beiſtanden und über alle junge Leute herfielen und ſie mißhandelten, die man an grauen Hüten ,an Juliuskreuzen oder anderen Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die ſich ganz ruhig verhielten. Darauf beſchuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Miniſter des Innern: ſie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Caſimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen ſollen; aber nein, die That, die er began-

gen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nämliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müßiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besoldet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des Oesterreichischen Beobachters und der Preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu schützen, hat er leichtsinnig niedergerissen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit seinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, sucht er durch die schändlichsten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um sich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die

Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen sie, sie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Constitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philister-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelklassen verbessert und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von Neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Besseren und Einsichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So *sprechen* sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie *denken*. Weil

es unter den armen Leuten mehr Ehrliche giebt als unter den Reichen, weil sie seltener als die Andern sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein

Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die

Kohlen legen ſollen. Der Reiche ſoll nicht darunter leiden, der Arme ſoll bezahlen wie immer. Eine Flaſche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein iſt, den der Arme trinkt, oder ein koſtbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterſchied. Die Flaſche Wein, die zwanzig Franken koſtet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tauſend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage ſeiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto iſt eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmſten Volksklaſſe liegt. Dreißig Millionen ſtiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu ſtellen und einen Räuber am Leben zu beſtrafen! Und nach allen dieſen Abſcheulichkeiten kommen ſie und läſtern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ſeiner Hut zu ſein! Geſchieht das alles ſogar in Frankreich, wo die freie Preſſe manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erſt in jenen Ländern geſchehen, wo Alles ſtumm iſt, wo Keiner klagen darf, und wo Jeder nur den Schmerz erfährt,

den er ſelber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, dieſe unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns ſehr nahe vor die Augen geſtellt. Wie haben ſie in Rußland, Oeſterreich und Preußen gelächelt, geſpottet und geſchulmeiſtert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnſinnige Verblendung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten ſie vergiften, und die Cholera ſei ein Miſchmaſch des Haſſes! Aber die Wahrheit, die mitten in dieſem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es ſei nur ein ſchlechtes Handwerkszeug, zum Dienſte der Reichen geſchaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, ſobald es unbrauchbar geworden — dieſe Wahrheit iſt den Spöttern und Schulmeiſtern entgangen. Geſchah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ſie mit Kolbenſtößen gezwungen, ſich in die Spitäler bringen zu laſſen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geſchah, um der Aengſtlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben ſie ſich denn nicht in allen Zeitungen den Troſt zugerufen, haben ſie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und

Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, lieſt denn das Volk ſolche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt ſie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm iſt der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, iſt für euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft ſie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der iſt hundert acht und ſechzig Jahre alt; aber ein Ruſſe ärgert ſich nicht. Er giebt oder bekommt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl iſt uns civiliſirten Deutſchen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. Dezember.

Ein engliſches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die Nämlichen gethan, die auch den freiſinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordverſuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schloſſe Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hauſe wurde in das Zimmer der Prinzeſſin geſchoſſen. Die europäiſche Ariſtokratie ſpielt ein va banque. Deſto beſſer; ſo werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das iſt es auch, wovor die Fürſten ſich fürchten. Manche ſind gutwillig und würden dem Volke ſein Recht gewähren; aber ſie kennen ihre Umgebungen, ſie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wiſſen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler ſich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angſt. Warum muß man ein Edelgeborner oder Schurke ſein, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen geſtern geſchrieben, iſt noch in voriger Nacht entſchieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-

Redaktoren wurden frei gesprochen. Sie haben also Casimir Perrier nicht verläumdet, und die Anschuldigung, daß er die Vorstädter angeworben und bezahlt, um sie gegen die Verräther seines weisen Regierungssystems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist Casimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt diese Last noch zu seinen andern Lasten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conscription gezogen worden, fanden sich 12,804, die nur lesen konnten; 121,079 konnten lesen und schreiben und 153,636 konnten weder lesen noch schreiben. 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen, dem Uebel abzuhelfen und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Casimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die

Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr so blutdürstig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe abgeschafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es ist ein Fortschritt, und daß das jetzt in Frankreich, auf dieser großen Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit, noch überraschen muß! Gestern wurde über die Prangerstrafe gestimmt. Man hat sie beibehalten. Die Menschen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und sehen sich vor, daß sie ihnen nicht über den Kopf wachse. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigstens für die Minderjährigen, Greise und Weiber abschaffen. Die beiden ersten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand sich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen spöttisch: Ah! les femmes! Mir that diese Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der seine Ehre verliert, kann sie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben ist öffentlich, das Feld der Thaten steht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann sie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre spätere Tugend, je inniger ihre spätere Reue ist, je verborgener wird sie sich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie.

Wenn man den Greiſen und Minderjährigen den Pranger erläßt, ſollte man um ſo mehr die Frauen damit verſchonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in ſich vereinigen. Habe ich nicht Recht? oder verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen ſelbſt an den Pranger geſtellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proclamation erlaſſen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais, quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orleans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet das nicht wie deutſch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geſchrieben? Von einem Kronprinzen zu ſagen: „es iſt der Regenbogen,“ tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutſche hätte dafür geſagt: Höchſtdieſelben geruhen ein Regenbogen zu ſein — doch übrigens iſt gar nichts daran auszuſetzen.

Samstag, den 3. December.

Herr Rousseau muß ja seinen Hofrath verdienen, und da war es seine Amtspflicht, den Artikel aus der Börsenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die aristokratische Partei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen, aber frei hervortretend, eine schlechte Sache zu vertheidigen, hat noch Keiner gewagt, dessen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlornem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar gibt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber steht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mißhandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle

genau nachzuleſen und mir darüber zu ſchreiben. Ich kann das unmöglich geſagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt iſt und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie ſich einige Franzoſen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marſchall Soult, der als Miniſter im Sinne ſeiner Regierung friedliche Geſinnung und Friedenszuverſicht äußern mußte, an öffentlichem Tiſche von der Hoffnung der Franzoſen, wieder nach Frankfurt zu kommen, geſprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Abſicht drucken laſſen, die Frankfurter Regierung aufmerkſam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzoſen feindlich zu ſtehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und ſie ſich daher nicht mehr als ſie muß, gegen das franzöſiſche Volk unfreundlich zeigen ſolle. Mißverſtanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, ſo war es gewiß aus jener alten engherzigen Philiſterei geſchehen, deren ganze Weisheit darin beſteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, ſondern den ungeſunden Schlamm ſich anhäufen zu laſſen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Naſen der Nachbarn dadurch beläſtige.

Die Geſchichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen laſſen. Das hätten Sie nicht

nöthig gehabt mir zu untersagen. Ich werde nie gegen einzelne Menschen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht, wenn ich sie für schuldig halte. Was nicht Volksmassen sind oder Menschen, die ganze Massen und allgemeine Interessen repräsentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreise, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** ist nur das Mundstück einer diplomatischen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläßt. Hätte ich aber den spielenden Mund selbst vor mir, würde ich ihm sagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigstens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt so leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeist-Orden, den Hosenband-Orden, die rothen und die schwarzen Adler und wie diese Zeichen der Dienstbarkeit sonst heißen, alle für einen Zahnstocher hin, den ich gerade in diesem Augenblicke nöthig brauche. Außer sie müßten mit Brillanten besetzt sein, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil sie in solcher Fassung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlören.

Seien Sie ruhig; Gott selbst rezensirt meine

Schriften; der erste Artikel ist schon erschienen, die Fortsetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der sich, so lange er den Weichselzopf gehabt, ganz still, ganz ruhig, ganz warm gehalten; sich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts sah, nichts hörte, nichts sprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er ist wieder munter geworden, seitdem die Polen besiegt; seit dem Falle Warschau's ist ihm das Herz gestiegen. Die kleinen deutschen Fürsten werden wie die Schulbuben zurecht gewiesen, sie sollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse künftig besser achten; ein neues Preßgesetz wird angekündigt; die Zensurkommission in Frankfurt hat ihre Mannschaft ergänzt und sich auf den Kriegsfuß gesetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man schmeichelhafter von meinen Briefen sprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten sie, eine kleine ausländische Zeitung zu unterdrücken, die ihnen seit dem ersten Tage ihrer Erscheinung wie der Tod verhaßt war, ehe sie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit sahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und ist man mit den Sachen fertig, sobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergerissen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menschen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und sie dafür züchtigen,

daß ſie zu edel waren, ſo lange ſie die Macht gehabt, ſich gegen jede Rache zu ſchützen. An meinem Schmerze hat wenigſtens getäuſchte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es ſo kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Dieſe edeln oder ſchwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen ſchon vor neun Monaten ſagte: Seht euch vor, ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, ſeid ſchnell. Sie haben ſich bedacht, als hätten ſie die Ewigkeit gepachtet; ſie ſind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geſchlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geſchmauſt haben ſie mit den Edelleuten, gezecht haben ſie mit den Miniſtern, und haben ihre geheimſten Gedanken dem Weine anvertraut, der ſie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amneſtie des Kaiſers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie iſt ein Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben ſie Rottecks Weltgeſchichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo ſie alle

Weltgeſchichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten ſtreichen. Das iſt der Status quo. Was iſt der Status quo? So nennen ſie jeden Ort, wo ſie ſtehen geblieben, und ſtünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt ſich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magiſtratsperſonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adreſſen ſchicken. Dieſes papierne Heer ſoll gegen die rebelliſche öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer ſolchen Adreſſe aus Waſſerburg heißt es ſehr naiv: „den ausgeſprochenen Grundſatz einer „weiſen Sparſamkeit empfangen wir — jedoch ohne „Beſchränkung der Allerhöchſten Perſon im Wohl„thun und im Glanz des Hofes und des Staates, „mit ewigem Danke.“ Die Waſſerburger haben zwar einen ſchlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das iſt die Hauptſache. Weiter. Ein Bairiſcher Staatsbeamte ſchloß ſeine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliſte des Königs zu ſchmälern. Hu! das iſt wahrhaftig melodramatiſch.

Sonntag, den 4. December.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bairischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Räthsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer: „Se. Majestät den König in verfassungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine „genaue Revision der über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen bestehenden Verordnungen „vornehmen und den Entwurf eines auf Beseitigung „der gegründeten Beschwerden der Judenschaft und „die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältnisse zielenden Gesetzes den Ständen des Reiches „vorlegen zu lassen.“ Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutschen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben, das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag abschließen. Wozu ins Teufels Namen alle

dieſe Umſtändlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt werden ſollen, wozu denn noch vorher die langweilige Muſterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Geſellſchaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn ſie vorwärts ſoll, nachdem ſie lange ſtehen geblieben, jede verſäumte Viertelſtunde nachſchlagen muß? Darüber ſterben ganze Menſchengeſchlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München ſo wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der erſten ſagte: die Juden ſeien zur Zeit ihrer Selbſtſtändigkeit ein tapferes Volk geweſen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jeruſalem ſei mit der von Saragoſſa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die ſtaatsbürgerliche Gleichheit ſoll ja den Juden nicht als ein Verdienſt, als ein Lohn, ſie ſoll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm iſt für die Juden, daß der Deutſche in dieſer Sache wie immer unter der ſtrengen Regierung ſeines Herzens ſteht. Selbſt um gerecht zu ſein, muß der Deutſche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der ſtarke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch ſein Herz zu meiſtern wiſſen. Sie wiſſen, wie meines für die Juden ſchlägt! Und habe ich ſie darum nicht doch immer vertheidigt?

Ein und ſechzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 8. December 1831.

Von meinen Briefen iſt in allen Blättern, ſogar in engliſchen die Rede. Im Conſtitutionel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtemps emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen »écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich geſagt: beſſer einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutſchen Fürſten. Der Artikel aus der Börſenhalle geht nach und nach in alle miniſterielle und ariſtokratiſche Blätter über. Geſtern las ich ihn in der Zeitung

von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieſer unſerer Mitternacht alle Geiſter der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen. Ihr tapfern Ritter, ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürſten, brave Dämme gegen das wildbrauſende Volk — wo ſeid ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt! . . Sie ſind ſtumm, und fände ſich nicht zuweilen ein Ochſe von Bürger, der ihnen aus Dummheit ſeine geſalzene Zunge liehe, ſie würden erſticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag, den 9. December.

Ich kann Sie versichern, daß die schönste Posse auf dem Theater mich nie so sehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Lust fehlte, ersetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menschen müssen das sein, die solche Beschützer suchen und nur solche finden! Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geschrieben: „So sind Eure Vertheidiger, so ist Eure Sache, so seid Ihr selbst!“ Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl sein, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir funfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein ungesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde

ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehſtalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und deſſen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber iſt ſo dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen ſind. Guter Gott! Wenn man dieſe Menſchen erſt perſönlich kennt, dann iſt man gar entwaffnet und wehrlos. Dieſer Willibald Alexis — pfui, es iſt mir, als ſollte ich mit Rührеiern Krieg führen. Ein platter, abgeſchmackter Oſterfladen, eingeſchrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingſttag ausſehen und ſchmecken würde ... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht ſchon viel profitirt von meinem Eduard? Alſo den Häring ſchicken Sie mir.

Die ſchönen Frankfurter Mädchen werden ſich wohl zu tröſten wiſſen, wenn ſie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren erſetzt mich ihnen vom Samſtag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leſer werden Mittel finden, ſich das Buch auf andere Art zu verſchaffen. Funfzig Thaler Strafe! das iſt ein ſtarkes Leſegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutſchen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern beſtraft wird. Das beweiſt, daß man Geſetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geiſt

veraltet iſt. So wäre denn mein Buch in Deutſchland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja ſelbſt gethan. Frei wie ein Vogel, ſollte es in den Lüften ſchweben, erhaben über dem ſtinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunſtkreiſe angſtſchwitzender Bürger. Es wird ſchon herabpfeifen durch Nebel und Dunſt, und ſieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier ſeit der letzten Revolution große Fortſchritte gemacht. Sonſt beſchränkte ſich die Kunſtfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Souſtück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten und nicht gerade am Fenſter lagen. Jetzt aber haben ſie die Affen abgerichtet, an langen Stricken feſtgehalten die Häuſer hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu ſpazieren, vor das Fenſter zu ſpringen und an die Scheiben zu klopfen. Dieſe geniale Induſtrie iſt höchſt ergötzlich. Doch muß ich ſagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraſchung für die Leute im Zimmer ſein mag. Denken Sie ſich, eine junge ſchöne Dame ſäße auf

dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre sehr zerstreut — und jetzt pochte plötzlich ein garstiger Affe an das Fenster und guckte neugierig und spöttisch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Komptoir wieder heraufkäme, weil er seine Brille vergessen. Ich begreife nicht, wie die Polizei solche Friedensstörung dulden kann; es müßte denn sein, daß sie selbst die Affen zu Hausspionen angestellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verstand genug dazu.

Zwei und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 14. December 1831.

Gestern hat sich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geschlagen. Mauguin vergaß sich und nannte die Kammer eine ministerielle; Viennet, selbst ein Ministerieller, vergaß sich auch und nannte den Mauguin einen schamlosen Menschen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht selbst annehmen wollte. Darauf wurden zwei Pistolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergestellt. In England und Deutschland wird so etwas gewöhnlich mit mehr Ernst betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe sehr, daß man falsch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hin-

ein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariſer Briefe ſind jetzt bei den hieſigen Buchhändlern angekommen, und ich habe ſie geleſen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders lieſt, wenn, um ſie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich ſie heute ſchriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch bläſſer machen. Grob ſind ſie freilich, wie man ſie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menſchen ihnen ſo nahe treten, und ſie durch die Brille betrachten? Sie ſind grob, wie Fresko-Gemälde ſind und ſein müſſen, die in einiger Entfernung angeſchaut werden ſollen. Auf der friſchen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge ſchnell der entſchloſſenen Hand nachſtürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachſchleichen. Dem Volke, das in weiten Kreiſen umherſteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der paſtellfarbigen Artigkeit entſagt, die den verzärtelten Diplomaten ſo gut gefällt, weil ſie es weglächeln, ſobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Eni-

pfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir blos von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig sein. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die Allgemeine Zeitung; nun schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stände, jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld! Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben,

ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürſten zu verjagen, ſobald ſie mit deren Naſen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen ſolche Anſchuldigungen mich vor deutſchen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich ſagte: Meine Herren, Sie müſſen das nicht ſo wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten ſie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken ſollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leſer ſchreiben, ſondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke lieſt, die, keiner Ueberlegung fähig, ſich nur an den Wortverſtand halten. Zu dieſer Bemerkung würde ich ſchweigen, und ſagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutſchen öffentlichen Gerichte, wären Geſchworne da, und ſäße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen: „Meine Herren! Der Deutſche iſt ein Krokodill (All„gemeines Geſchrei des Unwillens. Krokodill! Kro„kodill! zur Ordnung, zur Ordnung!) ... Meine „Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill. (Zur Ord„nung, zur Ordnung! Der Präſident: Sie miß„brauchen das Recht der Vertheidigung ....) Meine „Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill — aber ich „bitte Sie, laſſen Sie mich doch zu Ende reden.

„Wenn ich ſage, der Deutſche iſt ein Krokodill, ſo „meine ich gewiß nicht damit, der Deutſche ſei ein „wildes, grauſames, räuberiſches Thier wie das Kro„kodill, und weine heuchleriſche Kindesthränen. Ich „denke gerade das Gegentheil. Der Deutſche iſt „zahm, gutmüthig, räuberlich, aber gar nicht räu„beriſch, und weint ſo aufrichtige Thränen, als ein „Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das „deutſche Volk ein Krokodill genannt, ſo geſchah es „blos wegen ſeiner Körperbedeckung, die ganz der „eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte „Schuppen, und iſt wie ein Schieferdach. Was „Feſtes darauf fällt, prallt ab, was Flüſſiges, fließt „hinunter. Jetzt denken Sie ſich, meine Herren, Sie „wollten ein ſolches Krokodill thieriſch magnetiſiren; „zweitens, um es ſpäter von ſeinen ſchwachen Ner„ven zu heilen; erſtens, um es früher hellſehend zu „machen, daß es in ſein Inneres hinein ſchaue, ſeine „Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel er„rathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden „Sie mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer „des Krokodills herumſtreicheln? Gewiß nicht, Sie „wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, „daß ſolches Streicheln auf das Krokodill ſo wenig „Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine „Herren, Sie würden auf dem Krokodill mit Füßen

„herum treten, Sie würden Nägel in ſeine Schup=
„pen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte,
„ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie
„würden berechnen, daß von dieſer großen angewen=
„deten Kraft neun und neunzig Hunderttheile ganz
„verloren gingen, und daß der Hunderttheil, der
„übrig bliebe, gerade die ſanfte und beſcheidene Wir=
„kung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thieriſchen
„Magnetiſiren beabſichtigen. So habe ich es auch
„gemacht. Wäre aber das deutſche Volk kein Kro=
„kodill, ſondern hätte es eine zarte Haut, wie die
„ſchöne Fürſtin von ***, dann hätte ich ihm nicht
„geſagt, es dürfe einen Fürſten vertreiben, der eine
„unangenehme Naſe hat, ſondern ich hätte wie folgt
„mit ihm geſprochen: „„Die Fürſten — mag ſie
„nun Gott oder der Teufel, oder mögen ſie ſich ſelbſt,
„mag die weiſe Vorſehung, oder mag der Narr Zu=
„fall ſie eingeſetzt haben — ſind beſtimmt, die Völ=
„ker, welche ihnen anheim gefallen, nicht blos mit
„Gerechtigkeit, ſondern auch mit Weisheit, nicht blos
„mit Weisheit, ſondern auch mit Stärke, nicht blos
„mit Stärke, ſondern auch mit Milde zu regieren.
„Wo ſie dieſes nicht thun oder nicht vermögen; wo
„ſie das Recht ſchmählich verletzen, ihren eignen
„Sünden oder denen ihrer Luſtgeſellen zu fröhnen;
„wenn ſie ſtatt der ernſten Stimme der Klugheit den

„Poſſenliedern der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn „ſie zu ſchwach oder zu feige ſind, den Verführungen „und Drohungen fremder Fürſten zu widerſtehen; „wenn ſie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer „Macht blutig und tückiſch rächen — ein ſo mißhan„deltes, ſo mit Füßen getretenes Volk darf und muß „ſeinen verbrecheriſchen Fürſten vom Throne ſtoßen „und aus dem Lande jagen.““ Hätte ich aber ſo „mit dem deutſchen Krokodill geſprochen, wie viel von „meinen Worten wäre in ſein Inneres gedrungen? „Wenig, Nichts, ja weniger als Nichts. Ein Defi„zit des Widerſtandes wäre dabei herausgekommen, „und das Krokodill hätte meine Lehre ſo gedeutet: „einem Fürſten, der deſpotiſch regiere, müſſe man „die Civilliſte verdoppeln. Darum ſagte ich „ihnen: ihr dürft jeden Fürſten verjagen, ſobald euch „ſeine Naſe nicht mehr gefällt. Deutſche Gutmüthig„keit bringt von ſolcher Lehre neun und neunzig „Hunderttheile in Abzug, und dann bleibt gerade ſo „viel übrig, als ihnen zu wiſſen gut iſt, als ich ih„nen beizubringen mir vorgeſetzt“ . . . (Allgemeines Beifallklatſchen). Der Präſident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit ſind unterſagt; wenn die Ruhe noch einmal geſtört wird, werde ich den Saal räumen laſſen . . . . Darauf ziehen ſich die deutſchen Geſchwornen in ihr Zimmer zurück.

Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten sie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschwornen sehen sich um, und werden bleich. Während ihrer Berathschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, sämmtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers gestorben und schon in Fäulniß übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland großes Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt und ließ in Jarke's antirevolutionairem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerstreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürstin sei, deren schönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu gestehen. Indem ich es verschweige, werden alle deutsche Prinzessinnen die Schmeichelei auf sich beziehen, und ich werde dadurch sechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir sehr nützlich sein kann, wenn

ich einmal früher oder ſpäter in die rauhen Fäuſte irgend einer deutſchen Polizei plumpe.

— Geſtern habe ich einem Welt-Eſſen beigewohnt. Nicht einem Eſſen, wo, wie in manchen Ländern Europa's, die Welt von wenigen Mäulern geſpeiſt wird; ſondern wo die Welt durch ihre Repräſentanten ſelbſt ſpeiſt. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und Oſtindier, Schweden, Polen, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Schweizer, Italiener um einen Tiſch verſammelt geſehen. Nur Ruſſen waren keine da; denn dieſe, mit den Marknochen der Polen angenehm beſchäftigt, verſchmähen jetzt die magern Beefſteaks von gewöhnlichen Ochſen. Herr Jullien, Herausgeber der bekannten Revue enciklopädique, verſammelte ſeit vielen Jahren ſeine Freunde und die es werden ſollen — das will ſagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft iſt gewöhnlich mehr als hundert Perſonen ſtark; geſtern aber waren es höchſtens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzoſen zu nennen wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Beſcheidenheit. Von europäiſchem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, deſſen Biographie Sie im Converſations-

lexikon finden. Er iſt ein ſchöner und für ſein Alter noch rüſtiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Pariſers. Der würde nie, wie Jean Bart, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich ſehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erſtaune über die Menſchen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Dieſe Stadt iſt eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und ſchmutzigen Wegen in den nächſten Bach ſchwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergeſſenheit fließt. Sidney Smith wohnt ſeit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und iſt an den Baron Delmar (Oſſianiſcher Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheirathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Perſonen vom höchſten Stande empfange, und man, um in ſeinem Hauſe Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutſchen Domherrn forderte. So iſt es aber in allen Ländern; chriſtlicher Adel und jüdiſches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum iſt die Faubourg St. Germain jeder Reſidenz eigentlich eine Vorſtadt Jeruſalems.

Ein junger Menſch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, ſich mir vorſtellen, und äußerte:

er habe ſchon längſt den Wunſch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wiſſen ja, wie ich bei ſolchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer ſelbſt aus, und erſt ſpäter den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tiſche ſeinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm ſeinen ganzen Aufenthalt. Ich ſtutzte; doch weiß ich mich leicht in ſolche Denkungsart zu finden. In meinem eignen Kopfe iſt eine große Landſtraße ganz mit dieſer Geſinnung gepflaſtert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Geſetz, Freiheit, Alles nur Werkzeuge, das Glück der Menſchen zu bereiten; Alles nur Wege, ſie zur Kunſt, Wiſſenſchaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Geſellſchaft, zum Vollgenuſſe des Lebens zu führen — daß dieſe Werkzeuge mit dem Kunſtwerke ſelbſt, daß die Wege mit dem Ziele verwechſelt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grauſamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völker und die thörichten Völker unter ſich ſelbſt alle Kräfte der Menſchheit verzehren; daß die letzte Verwünſchung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden Keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu dieſem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge

Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris ſtudire und was? Er erwiederte, daß er ſich der deutſchen Philoſophie ergeben, und jetzt beſchäftigt ſei, ein Werk von Schelling ins Franzöſiſche zu überſetzen. Er kannte die ganze philoſophiſche Literatur der Deutſchen, ſogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächſten Frühling will er nach München gehen. Alſo das war's! Es iſt nicht nöthig, daß ich mich hierüber auslaſſe; ich habe das ſchon oft beſprochen. Als ich ihm einmal Salat präſentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutſcher Philoſoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Deſſert wurden wie üblich Toaſte ausgebracht. Zuerſt: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerſt die Polen. Herr Jullien kündigte an, die Geſellſchaft würde den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polniſchen Amazone, die in dieſen Tagen hier ankommen würde, im nächſten Monate ein Feſt geben. Darauf ſtand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen ſeiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deut-

ſchen — ganz zuletzt. Herr Jullien trank aber nicht auf die Geſundheit des ganzen deutſchen Körpers, ſondern nur auf die ſeiner ſchwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, *** und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anweſenden Deutſchen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und ſchwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich ſchlecht Franzöſiſch ſpreche. Aber ***, der es gut ſpricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er ſchwieg. Und er ſchwieg nicht allein, er wurde noch roth als hätte er geſprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich ſchämte mich — nein, das iſt das rechte Wort nicht — es ſchmerzte mich. Und warum habe ich nicht geſprochen? Der Pole vor mir ſprach viel ſchlechter Franzöſiſch, als ich. Und mir war das Herz ſo voll, daß ich eine ganze Stunde hätte ſprechen können, und ich hätte vermocht, Alles ſo ſchnell niederzuſchreiben, als es hätte geſprochen werden müſſen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengſtlichkeit entſchuldigt, aber das Gefühl derſelben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräſentirt ein Vaterland, ſein Volk ſteht hinter ihm, was er ſpricht ſind nicht Worte, er berührt Taſten, die Thaten wieder-

klingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man ſieht das weit entfernte Land. Aber was repräſentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich ſtehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutſche, die Livrée des Grafen von Münch-Bellinghauſen. Man hätte mich als einen Schriftſteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder ſchlecht geſprochen, wie einen Schauſpieler beklatſcht oder ausgepfiffen. Da ſtockt das Blut, da ſteht die Zunge ſtill. Mag ſich ſchämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte geſprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Frieſen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bajoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte geſprochen — von Gauen, von Hermann dem Cheruſker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenſtaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutſchen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die ſind nicht weit her.

Bei Tiſche wurde auch angekündigt, daß eine aus polniſchen und franzöſiſchen Gelehrten gebildete Geſellſchaft den Vorſatz gefaßt, alle claſſiſchen Schriften der Polen, etwa funfzig bis ſechzig Bände, in das Franzöſiſche zu überſetzen, um mit dem Ertrage

des Werkes die dürftigen Polen zu unterstützen. Gewiß, die Franzosen haben eine gute Art, wohlzuthun. Die Rauhheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchlerischen Erbschleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; sie werden wie Vagabunden auf vorgeschriebenen Wegen nach dem südlichen Frankreich gewiesen, und dort unter Aufsicht der Polizei gestellt. Man will sie an das Mittelländische Meer führen, um sie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienste zu nehmen. Afrika oder Sibirien — diese Wahl giebt ihnen Louis Philipp! Um diesen Preis erkauft sich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Nesselrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menschen festgenommen, der vor dem Theater sich an den Wagen des Königs zu drängen suchte. Man fand Pistolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun sein, daß die Polizei diesen Menschen abgerichtet, um den König zu schrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernstlich ein Mordversuch stattgefunden — beides sind schlimme Zeichen. Dieser König leidet an einem bösen innern Geschwüre und er wird nie mehr gesunden.

Freitag, den 16. December.

Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter sprechen? Lassen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe schwören müssen, daß er nie darüber sprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden sei. Das ist eines der teuflischen Mittel, welche deutsche Regierungen seit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Missethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergessener Mensch, wer einen solchen abgefolterten Eid hält! Es ist der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir seine Missethat nicht verrathen, damit er ferner ungestört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger ist es seinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel schuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergessen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitschuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den sie ungezwungen der Freiheit geschworen, und ein Bürger sollte verpflich-

tet ſein, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grauſamſte Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weiſt er zurück.

Drei und ſechzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich geſtern hier vom Buchhändler hörte, werden beſonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit ſchon gekommen, die ich vorher geſagt, wo die neugierigen Reiſenden, ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unſer Vaterland beſuchen. Die Engländer ſind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vaſari, ſie kaufen mich und ſtecken mich in die Taſche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von Nagler geſagt hat: dieſer Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von Nagler ſehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Eſſen bringen ſehen; es iſt nicht möglich, daß ein Edelmann die Geſinnung eines Lakaien habe, daß

ein Miniſter wie ein Stallknecht ſpreche. Indeſſen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr ſei, dem Herrn von Nagler die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung geſetzt, und ich werde ſie ihm früher oder ſpäter vergüten.

Die Pariſer Briefe hat der Buchhändler hier ſchon alle verkauft. Sie werden in das Engliſche überſetzt. Dagegen habe ich nichts. Geiſt und Sprache der Engländer weiß ſich mit allem Deutſchen innigſt zu verſchmelzen. Aber die franzöſiſche Ueberſetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt ſtünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Froſtbeulen der ärmſten Teufel von Schriftſtellern ſich verſammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's „Briefe aus Paris, die hier großes Aufſehen gemacht, „wurden allgemein mit Verachtung und Ab„ſcheu aufgenommen und es iſt erſtaunlich, wie „dieſer Börne, der ſonſt bei den Berlinern ſo hoch „geſtanden, plötzlich ſo tief ſinken konnte.“ So oft ich ſolchen Bettelvogt-Styl leſe, bekomme ich die größte Luſt, einmal gegen mich ſelbſt zu ſchreiben, um den armen deutſchen Miniſterial-Kanzliſten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne ſich lächerlich zu

machen. Ich weiß es beſſer, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeſchloſſene Geiſt iſt hoch hinauf bis an die Decke geſprungen, nachdem ich ihn von der Angſt des Eiſendrahts befreit.

Montag, den 19. December.

Neulich war ich im Theâtre de la Gaité, welches ich früher noch nie beſucht. Seitdem haben Wind und Froſt meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon ſchreiben können. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel geweint, als in dieſem Théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgeſehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt ſtürzte die ſpitzbübiſche Rührung herein und raubte allen Verſtand in meinem Kopfe. Dieſes Theater iſt das vornehmſte unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, ſanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwiſchen den Akten ſo behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges ſtörte mich jedesmal. Die Zuſchauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklaſſen, die den Mittelſtand von dem Pöbel trennen. Meiſtens Weiber und Mädchen, ſehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können ſich nichts Lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich dieſen ſchönen Anblick vergleichen ſollte. Bald erſchien es mir wie

ein beſchneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänſe; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorſtanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerkſamkeit dieſer Zuſchauerinnen den ganzen Abend. Dieſe guten Mütter und Töchter ſind nicht abgeſtumpft, ſie gehen ſelten in das Theater und ſehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen ſich ſatt hören und ſehen. In der Mitte der erſten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzeſſinnen ſitzen, ſaß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleiſchig, rothwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verſchränkten Arme auf die rothgepolſterte Lehne gelegt und ſtarrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerkſamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte ſie die Worte ſchockweiſe gekauft und bezahlt, und zählte ängſtlich nach, ob ſie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen ſolchen Augenbruch habe ich nie geſehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete ſeine Thränen; wer ein farbiges (das iſt keine Er-

findung) ließ ſie fließen. Ich ſelbſt, als ich mich umhergeſehen, und wahrnahm, wie wenige Menſchen im Hauſe waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommiſſär des Theaters, der neben mir ſaß, ſah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei ſich: gäbe es doch keine ſchlimmere Volksbewegung als dieſe, dann wäre es ein Vergnügen, Polizei-Kommiſſär im quartier du Temple zu ſein! Warum haben wir ſo viel geweint? Sie ſollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelſtunde einen Ueberrock an, ſetzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht ſo ſauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans; den Stoff mögen ſie wohl aus Deutſchland geholt haben; aber die Bearbeitung ſcheint eigenthümlich. Sie iſt gut genug, und für Paris von einer ſeltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauſpiel geſehen, das, ohne den geringſten Kunſtwerth zu haben, doch eine theatraliſche Wirkung hervorbringt, der man ſich den andern Tag nicht zu ſchämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergeſſen Sie dieſes Alter nicht; ſind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei

ihrem erſten Auftreten als ein höchſt liebenswürdiges, höchſt achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, beſcheiden, von der zarteſten weiblichen Sittſamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenſchaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgeſparter Liebe. An dem Tage, wo wir ſie kennen lernen, erwartet ſie den Baron von Saintval, den ihr beſtimmten Gatten, um ſich mit ihm zu verloben. Der Baron iſt vierzig Jahre alt und iſt nicht blos ein untadelhafter Mann, ſondern auch ein Mann von den angenehmſten und ſchätzenswertheſten Eigenſchaften. Die Gräfin erkennt ſeinen Werth, aber ſie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen Andern, ſie hat nie geliebt. Doch ſie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu ſchützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu ſtürzen droht, reicht ſie dem reichen Baron die Hand. Es iſt aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergeſſener Vater das Glück und die Seligkeit ſeines Kindes ſeiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmißdeutendes Kind ein ſolches Opfer bringt; ſondern es findet ein edleres Verhältniß ſtatt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron

Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verſchloß das Portefeuille in eine geheime Schublade ſeines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weiſe entwendet. Der alte Baron ſtarb unterdeſſen; Keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht und beſchloß, mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens dem Erben ſeines verſtorbenen Freundes den Verluſt zu erſetzen. Doch durfte ihn ſeine Verarmung in alten Tagen und die Hülfloſigkeit ſeiner Tochter ſchmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt ſein, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um ſeine Pflicht mit ſeinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hauſe des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieſer hing an ihr mit der zärtlichſten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung beſtimmt war, ſehen wir die Gräfin in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entſchluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus

dem Hauſe zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Bruſt und kündigt ihm an, er müſſe ſie verlaſſen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit ſeines harten Geſchicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß ſie ihm geſtehen, daß ſie ſeine Mutter ſei. Jetzt vermähle ſie ſich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimniſſe ab, das den achtſamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten ſich trennen. Felix iſt entzückt, in der geliebten Pflegemutter ſeine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verſtanden, er begreift alles; mit männlicher Faſſung erträgt er ſein trauriges Geſchick und iſt zum Opfer entſchloſſen. Er verſpricht ſeiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig ſein. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimniſſe weiß. Er ſoll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn ſorgen will. Bei der Trennung gibt ſie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der verſteckte Kummer in ihren

Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, suchte er die Gräfin auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüsteten und deren Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einem Abgrund hing, sägten sie die Balken, welche die Brücke trugen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahr nahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach, und er stürzte in die Tiefe, rettungslos.

Felix ſpringt entſetzt zurück, ſchreit nach Hülfe, und ſinkt mit herzzerreißendem Jammer beſinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande gibt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet ſich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte dieſe gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von ſeinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, ſich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erntefeſte beſchäftigt. Der Knabe, deſſen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichſte aufgenommen; man ſucht ihn zu beruhigen, man tröſtet ihn. Um ſeine Herkunft, um ſeine Eltern befragt, ſchweigt Felix und weiſt ſanft doch entſchloſſen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute ſchreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für ſeine gutmüthige Sorge um den Knaben gelobt, beſchenkt und eingeladen, die Nacht im Hauſe zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt ſich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieſer eingeſchlafen und alles im Hauſe

ruhig war, ſchleicht ſich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchſe auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte ſehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlſtandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüſte Brandſtätte verwandelt, und hören das Jammergeſchrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerſtört, ſteht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandſtiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, ſein geheimnißvolles Weſen hatte gleich bei ſeinem Eintritt Aufmerkſamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu ſolchen Brandſtiftungen gebraucht wurden. Felix ſoll dem Unterſuchungsrichter ſeinen Namen, Wohnort und ſeine Herkunft angeben; er ſagt: das müſſe er verſchweigen. Man unterſucht ſeine Taſchen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er ſie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherverſammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville geſehen. Felix behauptet ſtandhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk ſeiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimniſſes, geräth in Verzweiflung,

fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingeſtehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort geſtohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach dieſem Geſtändniſſe war es um ſo nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Geſellſchaft war im Salon verſammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmale mit Spiel, Muſik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauſes ſprechen müſſe. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet ſich an die Gräfin und fängt ſeine Geſchichte zu erzählen an. Dieſe begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt ſie ſich. Sie erklärt, ſie habe wirklich das Alles dem Knaben geſchenkt. Der Maire erwiederte: der Knabe ſelbſt bekenne, es geſtohlen zu

haben. Die Gräfin begreift Felix' Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf ſich nahm. Der Maire erwiedert, wie ſie aus zartem Mitleide den Diebſtahl, den der Knabe begangen, verſchweige; aber die Gerechtigkeit dürfe ſich nicht abwenden laſſen; der Knabe habe ſich auch der Brandſtiftung ſchuldig gemacht, und er müſſe ihn den Gerichten überliefern. Auf ſeinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenſchaftlich, angſtvoll an ihre Bruſt. Felix flüſtert ihr zu, ſie möge ſich nicht verrathen, er habe nichts ausgeſagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeiſtern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäſte alle, vernehmen mit Entſetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix iſt mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir ſehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der friſche Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift ſeiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will ſeine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in ſeinem Blute die erlittene Beſchimpfung abzuwaſchen. Die Gräfin ſinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erſcheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beſchloſſen, in ein Kloſter zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie ſchreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geſchichte zu erklären. Sie erwartet den Beſuch ihres Mannes, der ſchon alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe hat treffen laſſen, und ſie zum Abſchied noch einmal ſehen wollte. Es iſt eine dumpfe Scene, wobei Einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für ſein Herz; es mußte entſagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie ſie hoffe, er ſelbſt empfinde, mildern, wenn ſie ihm die Ueberzeugung gebe und er ſie mitnehmen könne, daß ſie ſeiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geſchichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Geſicht wie ein Schaaf. Er bittet ſie um Gottes willen zu ſchweigen; er wolle nichts hören; er liebe ſie, und es wäre ihm zu ſchmerzlich, erfahren zu müſſen, daß früher als er, ſchon ein Anderer ihre Liebe beſaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenſchaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und

Scham niedergeworfen, fällt zu ſeinen Füßen und erzählt Folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als ſich der ſiegende Feind Paris nahte, habe ſie ihr Vater, ſie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines ſeiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg ſie, das ſechszehnjährige Mädchen, ſchnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtſtrahl drang hinein ... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung ... Die Gräfin hält ſich die Hände vor die Augen — wir wiſſen alles. Felix, ihr Sohn, iſt 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt ſich, und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer ſtarrer und ſtarrer, bis er wie zerſchmettert zu den Füßen der Gräfin niederſinkt. Er wolle die Geſchichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, ſie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als ſie ihn erblickt, ſchreit: es iſt der Ring von meiner verſtorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor ſechszehen Jahren zu meiner Gattin gemacht! ... Und nun dieſes Gemiſch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu ſpielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt

herein: der Baron durchwühlt ſeine Geſichtszüge, erkennt ſeine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an ſein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen ... Iſt das nicht die ſchönſte garſtige Geſchichte von der Welt, und muß man nicht erſtaunen, daß der Menſch ſeine Phantaſie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteſte Geſchick dem Menſchen nie angethan?

Mittwoch, den 21. December.

Die Unglückſeligen! Sie laſſen uns ja keine Ruhe, ſie verhöhnen unſere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den ſie fliehen, ſobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgeſtern auf dem Wege, ein ordentlicher Menſch zu werden und ein Schriftſteller von Gerſtenzucker. Ein Märchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich ſchmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein ſchrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schalen mögen über Die kommen, die mich verhindert, mein Märchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hauſe, um mein tägliches Bewegungs-Penſum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Baſtillen-Platz, und von da am Waſſer zurück. In der Paſſage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Cyapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet ſagt: „Als ich wegen herannahen„den Greiſen-Alters, und meiner hinfälligen Geſund-

„heit, meinen Parfümerie-Handel aufgab, wollte ich „ein Kunſtwerk zum Vorſchein bringen, auf das ich „die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne „doch je das gewünſchte Ziel erreichen zu können... „Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im „Schooße der Einſamkeit und des ſüßern Friedens, „gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge „von Verſuchen, ein balſamiſches Zahnpulver „zu Stande zu bringen .... Weder die glänzenden „Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sor„gen noch die unermüdete Geduld, die ein ſo gro„ßes Werk erfordert, noch die große Zahl der an„geblichen Pſilodentes, die man unter prächtigen „Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte „meinen Entſchluß wankend machen. Und ich hatte „recht .... Der Menſchheit nützlich zu ſein, den „Frauen zumal, war immer mein einziger Wunſch „und wird es immer bleiben .... Der Mund, die „Wohnung der Grazien und der zauberiſchen Schön„heit, zog ſchon von der frühſten Jugend an all mein „Denken auf ſich, ich weihte ihm meine Sorgen und „meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der „Welt einige Erzeugniſſe darzubieten, die mir ihren „Beifall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaup„ten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das dieſem „gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne

„weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleisch „befestigt, und in dem Munde ein schimmerndes „Hochroth und einen Balsam-Duft verbreitet .... „Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins „sprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Dop„pelreihe von Perlen darbietet, die zwischen glänzen„den Korallen schimmern? Nein, hochberühmte Dich„ter, anmuthige Federn haben diesen Gegenstand be„handelt, meine Farben werden bleich erscheinen ne„ben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich „mit etwas beschäftigt, das nicht weniger schwer, „doch weit nützlicher ist, als die Beschreibung eines „schönen Mundes; ich habe das Mittel gesucht, und „nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie „man den Mund immer schön erhalte. Die Schach„tel kostet 3 Fr. 50 c., eine halbe 2 Fr. ...“ Und so träumte ich mich in das Märchen hinein: Von der schönen holdseligen Fee Conferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänzten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vögel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eigenes Volk ihn

auf das Blutgerüſte. Ehe ſein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böſe giftige Zauberin. Da berührte ſie ein guter Geiſt, der mächtiger war als ſie, mit leichter Hand, und ſie zerſtiebte in ein blutrothes Pulver... An der Ecke der Richelieu-Straße war das Märchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Variétés, umgab ein großer dichter Menſchenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blaſſen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anſtändig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garſtigen Pudel, der frohlockend an ſie heraufſprang. Was um ihr her geſprochen, gelacht wurde, kümmerte ſie nicht, ſie hatte die Welt vergeſſen über ihren Fund. Am Morgen hatte ſie ihn auf der Straße verloren und nach einigen Stunden, an dieſer Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus: Von dem Hunde des treuloſen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, ſchmerzlichen Erwartens ſcharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete ſie, und blieb mit ſprachloſem Entzücken ſtehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte

nach ſeinem Tritte, ſie lehnte ſich über das Treppengeländer und ſchaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel ſie in ſtillen Wahnſinn. Jeden Abend ſetzte ſie, wie ſie es gewöhnt war, zwei Gedecke auf den Tiſch. Auf einem Stuhle neben ihr ſaß der Hund, dem ſie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Eſſen auf den Teller. „Willſt du denn davon nicht, Heinrich? Das haſt Du ja immer gern gehabt;“ dann brach ſie in Thränen aus und warf ſich jammernd auf die Erde. Der Hund ſprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen ...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da ſah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Huſaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahlloſe Schaaren von Polizei-Wachen, hielten die Straßen beſetzt, die von den Boulevards ſeitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte Einige aus dem zahlreich verſammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten ſich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte ſie zurück und zerſtreute ſie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Märchen, fort Novelle! Ich verſtand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Caſimir Perrier an dieſem

Tage (er ſollte über die Lyoner Gräuel Rechenſchaft geben) in der Kammer ſagen, was ſeine Papageien auf der Börſe und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polniſchen Generalen gezogen. Die Polizei ſetzte ſich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geſchloſſen, der Verkehr nicht im Geringſten geſtört. Den folgenden Tag hatten die Miniſter ſich gegen den vorausbekannten Angriff der Oppoſition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angſtgefolge enge zuſammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünſcht entgegen. Man ſtellte ſich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete ſich. Die Läden wurden geſchloſſen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um dieſe Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als ſonſt in ganzen Monaten, ſollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruheſtifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Caſimir Perrier, überlaſſen. Bei ſolchem ſchändlichen, kleinlich tückiſchen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da No-

vellen ſchreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht dieſen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeſchmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beſchämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beſchämt von einem Manne, der ſprachlos da ſtand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtſamer ſtrafte, als ich mit tauſend Worten es gethan. Es war ein ſtattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit ſonnenbraunem Geſichte, feurigem Blicke, buſchigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardiſten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgeſtülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinſchlagen geübt und ſtets bereit. Dieſer Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier ſeit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechaniſche Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken ſtehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine ſolche eingetreten. Der Mann, von dem ich ſpreche, der Muſter-Franzoſe, ſtand, ſo wie ich ihn beſchrieben, mit verſchränkten Armen unter einem kleinen Zelte, deſſen

Inneres eine Landſchafts-Dekoration vorſtellte. Es war eine Felſengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann ſchien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu ſein. Jetzt erhob er den Kopf und ſah ſich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten ſich in ſeinen ſchwarzen Augen. Jetzt ſenkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leiſe und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantaſie das Alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber ſeinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchſtaben: France geſchrieben war. Hätte Louis Philipp dieſes trauernde Frankreich von Wachs geſehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Menſch, und dann wäre nichts Menſchliches von ihm zu fordern. Ich aber ſchämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre ſie geſchrieben geweſen, hätte ich ſie verbrannt; da ſie nur gedacht war, warf ich ſie in den Lethe.

Donnerstag, den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, so demüthig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchener Hofzeitung wurde gestern wieder einmal gerasselt. Ich glaube, man sieht die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokraten-Manifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die Minister dort lassen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Credit verloren, daß sich nicht einmal ein Wortklöbler findet, der, die Armuth ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich Alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Juste-Milieu aufkommen zu lassen, das die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hier hinneigend, um

von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen ſumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpeſtet und nur den quakenden Fröſchen wohl thut. Die Franzoſen haben kein Temperament zum Juſte-Milieu. Was wir jetzt ſehen, iſt nur ein künſtliches Schaukelſyſtem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren und auf der einen oder andern Seite überſchnappen. Die Deutſchen aber bilden einen geborenen Mittelſtand. Die ſchaukeln nicht; ſie nageln den Wagebalken feſt, ſchmieden eiſerne Klammern darüber, legen noch Felſenſtücke darauf, und zu größerer Beruhigung ſich ſelbſt mit ihrer ganzen Breite, und ſolche gutverwahrte, nichts entſcheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum ſchien mir gut, meine Geſinnung und deren Ausdruck auf das Aeußerſte zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß ſie das Nämliche thun. O, ganz prächtig iſt mir ſchon Mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen beſſeren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere ſie auf hundert Stunden weit. Die Münchener Sau habe ich auch herausgeſtöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutſcher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutſchen Handwerksburſchen, bemerkte ich, wundere mich das

nicht. Dieſe hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften ſie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den baieriſchen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren, und er ſchrie auf: Seht Ihr, ſeht Ihr, wie thöricht Ihr ſeid mit Euerer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfaſſung gedankenloſe, folgſame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben? ... So haben ſie früher nicht geſprochen. Das Zunftweſen war der Herrſchſucht immer lieb geweſen; aber ſie vertheidigten es mit ſchönen Worten von Bürgerwohlſtand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer ſchlauen Staatskunſt verriethen ſie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe noch andere Geſchichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die miniſterielle Klatſch-Liſe in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzuſetzen, erinnert mich an einen „gewiſſen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz“ und meint, es käme mir nicht zu, den Deutſchen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beſchämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geſchichte mit dem Schauſpieler Heigel anſpielen?

Aber damals hat ſich das Chriſtenthum ſehr hundsvöttiſch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das iſt der letzte rothe Heller aus der armſeligen Sparbüchſe ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Chriſtenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhauſe! Es war eine thörichte Verſchwendung.

Freitag, den 23. December.

Gestern bin ich gestört worden, den Brief zu endigen und abzuschicken, wie ich es gedachte. Erstens durch Ihren prächtigen fünfseitigen Brief. Dann gestört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überschickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutschland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das schwöre ich Ihnen. Es geht ja alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Pension würde ich nicht als eine persönliche Sache ansehen, sondern es zum großen Ganzen rechnen — lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit lassen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieser trüben Tage zählen. Es ist ja keine Niederlage, es ist ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener sein, als daß ich ihre Leidenschaft entflammt, sie dahin gebracht, in ihre hölzernen mechanischen Tücken Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Hasse zu thun, was sie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfur-

ter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pen=ſion zu entziehen; denn nicht ſie, ſondern die deut=ſche Bundesverſammlung hatte mir, wie allen Staats=dienern des Großherzogthums Frankfurt, die Penſion zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es ſich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angſt=zitternd wie immer. Daß man mir ſagen ließ, ich ſolle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu über=nehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Ver=achtung eine Grenze zu ſetzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Penſion nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verſtünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er ſich dazu ver=ſtehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oeſterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu ſchändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erſcheinen meiner Briefe ge=äußert, man werde mir meine Penſion entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wiſſen als der Senat, denn er iſt das Sprachrohr der liſpelnden Diplomatik, und was man in Wien flüſtert, ſchreit

er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heyden, ich kenne ihn. Ja ich ſehe ihn roth werden; er iſt ein edler Menſch. Ich ſelbſt erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der ſie nicht begangen. Ruhen laſſen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entſcheidet, iſt ſelbſt Partei. Zuerſt wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Decret ſeines Beſchluſſes zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein ſolches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine ſolche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen ſchicken, dann wollen wir uns darüber beſprechen. Die Sache ſoll öffentlich werden, das iſt meine gute Abſicht. Zu gewinnen iſt unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Maſſe für mich thäten, ſo wäre es ſchön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken laſſen, und ihn nach Frankfurt ſchicken. Ich muß aber darin ſprechen dürfen auf meine Weiſe. Das, fürchte ich, ſchüchtert ihren guten Willen zurück. R***'s Rath werde ich auf keine Weiſe in dieſer Sache verſchmähen, ſobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen perſönlichen Vortheil allein habe ich eine

ſchwache Zunge und eine ſtumpfe Feder. — Die Angſt für mein Naſſauer Geld iſt lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache ſeinen ganzen Kredit umſtoßen ſolle? Aber Euere Furcht iſt bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutſchland gekommen ſein, daß man ſolche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächſten Einiges mit. Heute nur, ſo viel das Papier verſtattet. Menzel ſchrieb ihm: „Sie wer„den meine in dieſen Tagen erſchienene Kritik der „Börne'ſchen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine „Winkelkritik wird je im Stande ſein, Börne den „wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein „Genie ſichert ihm für alle Zukunft eine der ehren„vollſten Stellen unter den Erſten unſerer Literatur. „Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren „Patrioten im höchſten Grade achtungswerth. Selbſt „das frivole Hundegebell, das ſich gegen ihn erhebt, „ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich ſelbſt kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm ſei; erboßt gegen die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, je ſelbſt ein

Fürſt zu werden. Iſt das nicht himmliſch? Reden Sie. Ich arm? Iſt mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verſchmähen Sie ſie nicht; ich kann doch noch einmal Fürſt werden. In Verſteigerungen kauft man oft die koſtbarſten Sachen um weniges Geld.

Vier und ſechzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 24. December 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geſchrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Zenſur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunſchweig gedruckt. So ſind die deutſchen Regierungen! So ſchamlos iſt ihre Zenſur! So ſind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbeſtehen ließen, um republikaniſche Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern ſo knechtiſcher Geſinnung ſein könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nämliche Zenſor, der es doch geſchehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörteſten Schimpfreden gegen mich erſchien, deren Titel ſchon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Vertheidigung übernahm! Und ſolche Regierungen verlangen noch,

daß man sie achte! Campe schreibt mir ferner: „denken Sie sich die Tollheit der Menschen, einige behaupten steif und fest, Sie hätten diese Briefe im östreichischen Solde geschrieben, damit man der Presse beikommen könne. Ist das erhört?“ Glauben Sie mir, so dumm das ist, so gibt es doch Menschen, die noch dümmer sind als das, und es ist darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Commis-Voyageurs der Diplomatie ein solches Gerücht vorsätzlich in den Gang gebracht.

Sechzehnmal ist Campe schon verhört worden. Ich habe eine Vorstellnng davon, was sie ihn alles ausfragen. So oft stand Louvel nicht vor Gericht. Es kostet viele Arbeit, bis man in Deutschland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, dessen ich gestern erwähnt, steht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen schon geschrieben, einen Trödelmarkt, wo die aristokratischen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mann„heimer Zeitung schließt eine kurze Kritik dieser po„litischen literärischen Monstrosität folgendermaßen: „Was hier mit dürren Worten, von allen hoch„trabenden Phrasen befreit, gesagt wird, ist leider „die Geschichte der heutigen Tage. Geld- und Ehr„geiz bilden die Grundlage der Börneschen Ausfälle,

„und erwecken in ihm den tödtlichen Haß, welcher „sich auf jeder Seite ausspricht. Weil er nicht Hof„rath, Staatsrath, Minister ist, haßt er alle Be„amten; weil er selbst kein Geld hat, so trifft sein „Haß alle Begüterte, Banquiers oder wohlhabende „Bürger, und weil er endlich nie Fürst werden kann, „so fällt das größte Gewicht seines Hasses auf die „Großen dieser Erde. Was er auszusprechen, in so „furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, verzehrt „im Stillen Tausende. Es ist daher die Wuth ganz „begreiflich, mit der alle seine Geistesverwandten über „den Unverschämten herfallen, welcher in so ganz „unbegreiflich naiven Geständnissen der Zeit vergißt, „und den Schleier lüftet, welchen bisher ein erkünstel„ter Patriotismus so fein gewoben hatte. Es war „daher nur ein Schrei des Entsetzens unter seinen „Freunden, als sie ihr klug bewahrtes Geheimniß „so leichtsinnig verrathen, und alle die zarten Fäden „aufgedeckt sahen, mit denen sie ihre Pläne um„sponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Un„recht, fürchten, daß, ist einmal die Maske gefallen, „sich die öffentliche Meinung, welche sie bisher schlau „für sich benutzt, sich gegen sie richten, und so den „Nimbus zerstören würde, der sie umgibt. Solche „Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten „Sache nicht verloren! Es ist daher Börne's Werk

„ein lehrreiches und nützliches Buch!“ Das merkt euch, Kinder, und ſtellt die Pariſer Briefe neben eure Andachtsſtunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er iſt geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen dieſe ſpitzbübiſchen Franzoſen, will man ſein Recht behaupten oder erlangen, grob ſein muß. Iſt man artig, wird man beſiegt, denn ſie verſtehen noch artiger zu ſein als wir. Dieſe ihre Waffen wiſſen ſie ſo geſchickt zu gebrauchen; ſie geben uns freundliche Worte, ſüße Verſprechungen, um uns einzuſchläfern und unſere Anſprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodiſch-abgemeſſene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang ſchickte ich täglich viermal den Conrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu ſorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitſchwingen hat mir ſehr gut gefallen. Darin iſt jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieſer Zeit erfordert. So eine Butter-Seele, wie dieſer Alexis, will es ja nicht beſſer, als geſchmiert zu werden, — freilich mit goldenen Meſſerchen, von zarter Hand, auf zartgeröſtetes Weisbrödchen. Nun kömmt eine

tüchtige Bürgerfauſt, und ſchmiert ſie mit einem Kochlöffel auf Haberbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegſamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie ſollte ich ſie nicht kennen! Sie wohnen ſeit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich ſehe und höre ſie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch ſolches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei ſtören. Ich wollte nächſtens mit Ihnen davon zu ſprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten geleſen?“ und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erſt zu vergeſſen ſuchen, daß ſie Ihnen bekannt ſind. Wenn das noch einmal geſchieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine ſchüchterne Schriftſtellerei verwirren, laſſe ich künftig Ihre eigenen Briefe ſtatt der meinigen drucken. Da wird ſich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir ſehen, wie Sie mit dieſer Hamburger Megäre fertig werden.

Der Conſtitutionel, ſeit vielen Jahren das mächtigſte Blatt der Oppoſition, iſt jetzt in Caſimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müſſen das bekannt

machen, und die Andern ſollen es auch weiter verbreiten, damit ſich Keiner täuſchen laſſe. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Conſtitutionel ſeine Maske völlig abwirft. Das Blatt hat ſeit vier Wochen ſchon viertauſend Abonnenten verloren.

Montag, den 26. December.

So eben verläßt mich ein Beſuch, deſſen Veranlaſſung mir ſehr erfreulich war, deſſen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Menſch, aus Hof in Baiern gebürtig, ſeit einigen Jahren in einer hieſigen Handlung als Commis angeſtellt. Er ſagte, daß er im Namen ſeiner zahlreichen Freunde käme, die erſt kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris ſei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und ſo fort. Ich ſuchte das abzukürzen. Darauf weiter: er ſei beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, ſeine Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten ſich vorgenommen, an die Bairiſchen und Badiſchen Stände eine Adreſſe zu erlaſſen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher ſie für Recht und Freiheit geſtritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine ſolche Adreſſe zu ſpät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Carlsruhe auseinander gehen würden, erwiederte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrer-

ſeits ihre Geſinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine ſolche Adreſſe aufſetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den ſie zu machen dächten, würde von den heilſamſten Folgen ſein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftſteller, ſo oft wir von den verfaſſungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen ſprächen, machte man den Vorwurf der Unruheſtiftung und heilloſen Zerſtörungsſucht, und wo man einmal ſo gnädig ſei, uns milder zu betrachten, ſpottete man unſerer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für ſolche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung ſtünde. Jetzt aber kämen ſie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beſchäftigung an das Poſitive gewieſen, ja durch Maas, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn ſie ſie je vergeſſen möchten, ſtündlich erinnert würden, und wünſchten und forderten das Nämliche. Sie ſprächen es aus, daß die materiellen Intereſſen, wo die Sorge für dieſelbe löblich wäre, innigſt an die moraliſchen Intereſſen gebunden wären, und daß nach Allem das ſinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menſchen nicht ihre höchſte Beſtimmung ſei. Dieſes würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der

Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um ſo leichter zu beſiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien ſuchten... In dieſem Sinn werde ich nun für die jungen Leute die Adreſſe abfaſſen.

Dienſtag, den 27. December.

Dreimal leſe ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorleſen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck iſt jetzt hier. Solche Leute ſchickt ſeit der Revolution die preußiſche Regierung eine Menge hierher. Aber ſtatt zu ſpioniren, welches ihre Sendung iſt, werden ſie ſpionirt. Die franzöſiſche Regierung erſpart dadurch Geld, Spione in Berlin zu beſolden. Bequemer und beſſer kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundſchaft von der Staël her, bei deren Schwiegerſohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Beſten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künſtlern haben ſich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunſtwerke zu verfertigen, und ſie zum Vortheile der Polen auszuſpielen. Die Gegenſtände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgeſtellt. Der Zettel koſtet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei ſolchen Unternehmungen, ſtehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung,

bei welchen die Looſe zu haben ſind. Frau v. Rothſchild iſt dieſesmal nicht dabei. Es iſt keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu ſehen, thut auch einem ſanften weiblichen Herzen wohl. Die ſchöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Büreau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen ſei, als an einer für den Himmel.

Fünf und ſechzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simoniſten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht ſchämte, unwiſſend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht ſchämen, meine Unwiſſenheit zu geſtehen. Sie iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigſten Erſcheinungen, ja noch mehr iſt: der Inbegriff von vielen wichtigen Erſcheinungen dieſer Zeit. Das ſchwebte vor mir in der Luft und genauer unterſuchte ich es nicht. Es iſt nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, iſt das Klima davon warm geworden und

man braucht die Bruſt nicht einzuheizen. Aber tauſend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tauſend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu ſehen und zu hören, und tauſend Köpfe, um alles aufzufaſſen, ſich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simoniſten halten jeden Sonntag öffentliche Vorleſungen, in welchen ſie ihre Lehren zuſammenſtellen und erläutern. Ich habe aber dieſen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da ſein, um Platz zu finden, und ſo viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammerſitzung, bei den Verhandlungen der Aſſiſen, noch in einer der öffentlichen Verſammlungen, die hier faſt jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in ſeinem ganzen Umfange und in allen ſeinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter ſich gelaſſen, die monarchiſch und ariſtokratiſch geblieben. Es gibt in Paris kein öffentliches Gebäude, das ſelbſt für das beſcheidenſte Bedürfniß einer Volksverſammlung Raum genug hätte. Es iſt lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer ſind. Die Regierungen, wenn ſie die Freiheit mit keinen moraliſchen Schranken mehr umziehen dürfen, engen ſie wenigſtens ſo viel und

ſo lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simoniſten haben, der iſt nun beſonders klein und ich glaube, daß ſie ihn aus Schelmerei ſo gewählt, damit die Zuhörer um ſo begieriger herbeiſtrömen. Wo die Pariſer keinen Platz finden, da eilen ſie am liebſten hin, beſonders die Frauenzimmer; es iſt ihre Wonne, geſtoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntſchaft, nicht mit den Grundſätzen, ſondern mit den Lehren der Simoniſten, abgehalten, iſt die monarchiſche Verfaſſung ihrer Kirche. Sie haben einen Papſt; vor ſolchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finſtern Walde. Ich laſſe mich von keiner Wahrheit gern einſchränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meiſter, am liebſten aus der Flaſche. Wenn ein Papſt mir ſagt: zwei mal zwei iſt vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchiſchen Leitung entbehren kann; das Chriſtenthum ſelbſt blieb ſchwach, ward verfolgt und geſchlagen, ſo lange es republikaniſch war, und wurde erſt ſtark, ſiegend und erobernd, als es einen höchſten Biſchof an ſeine Spitze ſtellte. Jedem Staate

iſt die monarchiſche Gewalt in ſeiner Kindheit die Laufbank, in ſeinem Greiſenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreife, verabſcheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat ſoll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas ſpäter gehen lernen, ſoll lieber, ſobald er das Greiſenalter erreicht, ſich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und ſchnellere Entwickelung ſeiner Glieder, als einige Jahre Friſt jämmerlichen Daſeins mit der Freiheit bezahlen. Wie Einem die Regierung oft alle bürgerliche Geſellſchaft, das Syſtem die ſchönſte Philoſophie verleiden kann; ſo verleidet Einem die Kirche jeden Glauben. Muß ich ſelig ſein im Paradieſe, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht ſo viel daran, daß eine neue Wahrheit ſich ſchnell und weit umher verbreite; ſie wird leicht an Würde verlieren, was ſie an Macht, im Werthe verlieren, was ſie im Preiſe gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simoniſten etwa das reine Chriſtenthum herzuſtellen ſuchen? Ich glaube es. Aber was heißt reines Chriſtenthum? Es gibt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieſer fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der

Ufer abspülen, und sich mit Allem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen. Die Simonisten mögen wohl in Frankreich sein, was die Carbonari in Italien sind. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß sie einen edlen Zweck haben, daß sie suchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papstthums zu bringen und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeschreiblichen Wuth, mit welcher die geistliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erscheinende Globe ist das Apostel-Blatt der Simonisten; eine Art hausirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben frisch und warm in die Häuser bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und lese darum das Blatt nicht. Von den drei stereotypen Lehren, die der Globe als Motto täglich hinter seinem Titel hat, kann ich nur die erste annehmen; die zweite ist mir zu trivial; die dritte finde ich falsch und eine vierte, mir die erste, mangelt gänzlich. Erste Grundlehre: Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Classen zu sor-

gen habe, dieſem Grundſatze kann man dann erſt beitreten, nachdem man ſtillſchweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geiſt- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche ſchon die Natur geſorgt, den Schutz und den Beiſtand der bürgerlichen Geſetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundſatze die reinſte, heiligſte und unverletzlichſte Vorſchrift, wie der Sittlichkeit, ſo der Religion übrig. Weil ſie rein iſt, wird ſie von Allen beſudelt; weil ſie heilig iſt, wird ſie verſpottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon ſprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht ſich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganiſches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Waſſer — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeſchafft, dieſen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel geſtiegene Thränendunſt aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederſtürzen und die Reichen mit allen ihren aufgeſparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu ſpäte Reue die hohle Bruſt der Hartherzigen ausfüllen, und ſie werden das Erbarmen, deſſen Rufe ſie nie gefolgt, ſelbſt anrufen.

Zweite Grundlehre: Tous le privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder ſonſt eines bevorrechteten Standes, ſo iſt das eine ſo entſchiedene Wahrheit, ein ſo feſt gegründetes Recht, daß man durch ein ſchadenfrohes Erwähnen derſelben nicht die Anmaßung des Widerſpruchs herausfordern ſollte. Nicht die Vernunft iſt auf der Seite der Gleichheit, ſondern auf der Seite der Ungleichheit iſt der Wahnſinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnſinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu verſperren; ſondern ſie ſoll warten, bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann ſoll ſie ihn beſprechen, heilen, und wenn er ſich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unſchädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel geſprochen, iſt ein Schwertſtreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens iſt vorüber.

Dritte Grundlehre: A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heilloſe Irrlehre! Die Wahrheit iſt ganz auf der entgegengeſetzten Seite. Je mehr Verdienſt, je weniger Lohn; das iſt die Regel der Vernunft. Verdienſt iſt die reine Vorausbezahlung, welche die Natur ſolchen Menſchen leiſtet, denen ſie vertraut, und der, dem ſie geworden, hat keinen weitern

Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienſtloſen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacität nach ihren Werken," iſt auch falſch. Was der Menſch iſt, beſtimmt ſeinen Werth, und alſo ſeinen Preis, nicht das, was er thut. Iſt das, was er thut, ſeiner Natur gemäß, iſt es blos Lebensäußerung, Selbſterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; iſt es ſeiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes ſein. Dieſe Irrlehre der Simoniſten entſpringt aus einer andern, zu welcher ſie ſich bekennen, der von einer Gütergemeinſchaft, — eine Lehre der verderblichſten Art, weil ſie den Menſchen nicht allein in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern auch in ſeinen reinmenſchlichen Verhältniſſen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit beſtehen darin, daß jeder einzelne Menſch in ſeiner Lebensſphäre, ſei nun dieſer Kreis ſo eng gezogen als man wolle, Deſpot ſein darf; nicht aber darin, daß man alle dieſe Perſönlichkeiten zerſtört, und daraus einen allgemeinen Menſchenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinſchaftlich ſind, wenn das Recht ſich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem ſchönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simoniſten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht —

sie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir schwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politische Bund, haben im Verlaufe späterer Entartung sittenverderbliche Grundsätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenlosigkeit gegründet. Doch einen andern Grundsatz sprechen die Simonisten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen sie damit täuschen, oder täuschen sie sich selbst — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln sie diesen Grundsatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Ist es ihnen aber Ernst, dann sind sie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich ist, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emancipirt würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menschheit, scheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es ist Täuschung. Selbstständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.

Sechs und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünschte darum nicht, daß meine Briefe in das Französische übersetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu mißfallen? Wie sollte ich simpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das ist jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürsten. Ich wäre eine Art Falschmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beschäftigte; das könnte mich den Kopf kosten. Es wäre mir darum unlieb, hier übersetzt zu werden, weil mir Angst ist, die Arbeit, von irgend einem ökonomischen Buchhändler aus Gewinnsucht veranstaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunstaltet werden. Mein kleiner weicher Geist ist leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Professor Willms in Straßburg, der Bruchstücke aus meinen ältern

Schriften in der Revue Germanique so vortrefflich übersetzt hat, auch die Briefe französisch herausgeben wollte, würde ich mich sehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußischen Zensurbande getreten, um die Schande, Mitglied derselben gewesen zu sein, abzuwaschen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn sein Ruf stünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menschheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Zensor zu sein; sondern aus gereizter Eitelkeit, weil er sich persönlich gekränkt fühlte, daß die Zensur sein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angstzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals fassen, wie ein Mann, der sich nur ein wenig selbstachtet, der nicht schamlos seine ganze Menschenwürde von sich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort seinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunst der großen Glückspächter herum zu grasen — wie ein solcher Mann sich dazu verstehen kann, ein Zensor, ein Henker zu werden — nein, schlimmer als ein Henker, denn dieser tödtet nur die schuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich ist am

Menſchen: die Freiheit des Geiſtes, zerſtört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitſche ſeiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm ſeine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer empört ſich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar ſeine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzuſtoßen. Wenn unter den Tauſenden in jeder Stadt, welche die Zenſur als einen ſchändlichen Uebermuth verabſcheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, ſich nur zwanzig angeſehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Zenſor als einen ehrloſen Menſchen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tiſche mit ihm zu eſſen, ſeine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpeſteten, ihn immerfort mit Verachtung zu beſtrafen, mit Spott zu necken — dann würde ſich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Zenſor würde ſein wollen; ja ſelbſt der Gefühlloſe, wenn er nur von einem gewiſſen Range iſt, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt ſein, ihre Zenſur den Schindersknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem

Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schafschädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menschen zum Guten vereinigen? Das ist der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsstube gibt es edle Menschen genug; aber Jeder glaubt, er sei allein gut gesinnt, und so fürchtend, Alle gegen sich zu haben, wagt es Keiner, mit seiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die sich besser errathen, sich leichter finden. Das ist's, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit so laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich stehe nicht allein, daß ich weiß, es gibt Tausende, die so gut und besser sind als ich, die meinem Rufe folgen und sich mir anschließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im selbstverliebten Dünkel allein zu stehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich schwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes schrieb ich nach Stuttgart und bestellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaschen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünschter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der

Süddeutſchen Miniſterial-Armee auf einem Flecke beiſammen. In Würtemberg bereitet man ſich auf die ſchrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unſern Tagen die Cholera alle deutſche Regierungen gewöhnt hat. Die beſten Aerzte gegen den Liberalismus, die um ſo beſſer ſind, weil ſie die Krankheit ſelbſt überſtanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarethe angeſtellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagiös hält, ſondern miasmatiſch, wird ſie die Angeſtellten keiner ſtrengen Abſonderung unterwerfen, und ſich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängſtlich widerſetzen. Um aber den üblen Folgen einer ſolchen Gemeinſchaft zwiſchen Geſunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbeſſerungen vorſchlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, ſich auf Koſten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz es iſt zum Todtlachen, und alle die komiſchen Präſervative gegen die Cholera ſind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung ſind die

zwei großen Rauchfässer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken sich erheben. Herr Münch ist der Lindenblüthen-Thee, dessen Heilsamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner ist die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatischem Gifte, das homöopathisch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesversammlung den würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibschmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir sehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernstes Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurück gewiesen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor sein, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachlässigen, weil zufällig mein eigener damit verbunden ist. Dann brauchte ja jeder schlechte Schriftsteller, jeder feile Zeitungsschreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile sicher zu sein! Ich kenne die

geheime Lebensgeschichte der Allgemeinen Zeitung sehr genau, von den Jahren des französischen Direktoriums bis zum Untergange Warschau's; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutschen Phryne zu verschaffen. Die Allgemeine Zeitung ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat selten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunst der Allgemeinen bezahlen kann, ist die Schöne so schlau, ehe sie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlassen, damit die beiden Nebenbuhler sich nie begegnen, sich messen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwischen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht gelesen. Sind sie aber wirklich so herrlich, als Sie sie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, sie übersetzen und mit deutschen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tausend Freuden. Kann mir denn etwas erwünschter sein, als früher oder später auf der Frankfurter Hauptwache Ihre schöne und gute Gesellschaft zu genießen? Zwar hat diese freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liste zu bezahlen, aber unsere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei stellen, und der Senat

würde meine Gotteslästerungen über die großen Königs-Magen so streng bestrafen, als ob er selbst ein König wäre. Ja wohl ist die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kommt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sei und uns zufrieden lasse; denn die üblen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen. Sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten gibt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinsterniß hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sei etwas Himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Lichte strahle; aber woher wollen wir Bürger das wissen? Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgibt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur

das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; dieſe Civilliſte iſt nur die Waffe, womit ein Fürſt ſich Alles erbeutet von ſeinem Volke, wonach ihm gelüſtet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit dieſen fünf und dreißig Millionen holte er ſich tauſend andere, womit er ſich und ſeine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen Verluſt entſchädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, ſondern nicht mehr als er zu ſeinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht beſtechen können, und das heilloſe Geſetz der Emigranten-Entſchädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaſter-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus ſeinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliſte von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourges haben der Kammer eine Bittſchrift überſendet, worin ſie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das iſt nach meiner Geſinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es ſich etwas koſten laſſen. Frankreich konnte unter ſechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte ſich kein Volk wählen; die Völker ſind ſelten. Die Kommiſſion der Kammer

war in ihren Anſichten getheilt. Vier Mitglieder derſelben ſtimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, ſtimmte für eine ſo kleine Summe, daß der miniſterielle Berichterſtatter der Kommiſſion ſich ſchämte, ſie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron beſteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als dieſe unverſchämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer gibt denn dem armen Volke Wartegeld, wenn es auf den Tod eines böſen Fürſten ängſtlich harrt? Aber die Höfe ſorgen dafür, daß die Kronprinzen ſchon in ihrer früheſten Jugend an Verſchwendung gewöhnt werden; ſie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbeſteigung möchten ſie vielleicht für das Laſter nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird alſo vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliſte, die jedem Deutſchen, der, wenn auch mit ſeinen Füßen, doch nie mit ſeinem Kopfe Deutſchland verlaſſen, ſehr winzig erſcheinen muß. Und nach dieſer Vergleichung iſt ſie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliſte mit vierzehn Millionen würde alſo den hundertſten Theil der Staatsausgaben

betragen. Das Budget von Baiern beträgt ſieben und zwanzig Millionen, und die Civilliſte des Königs drei Millionen, alſo den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältniſſe wie der König von Baiern ausgeſtattet wäre, würde ſeine Civilliſte auf 155½ Millionen ſteigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich geſetzt würde, ſänke ſein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Baiern verſchwendet, ſeinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erſpart werden: München war die Stadt der Nachteule, ſchon ehe es Statuen und Gemälde beſaß. Iſt es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Speſſart, der ſich glücklich ſchätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß ſeiner Hände verſilbern muß, damit in einer ſechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie geſehen, wohin er nie kommen wird, eine Klyptothek, eine Pynakothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmſucht eines Königs befriedige? Und dieſer kunſtliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des baieriſchen Volks ſagen

laſſen: Er würde ſie auseinander treiben, wenn ſie ſich unterſtänden, ihm noch ſo wenig von ſeiner Civilliſte zu ſtreichen! Und er hat ſpäter ſeiner Adelskammer kund gethan, er wolle ſich mit drei Millionen begnügen! und die Miniſter dieſes Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verſtehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn ſie ſich gegen die Civilliſte billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn dieſe ſich je ihren Herrſcher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verſtanden? Der König von Baiern ließ ſeinem Volke ſagen, er würde ihm dieſes und jenes Recht gewähren, dieſe und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geſchenkt verlangen könnte, wenn man ſie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badiſche gethan? und .... doch davon ſpäter. Ich will warten, bis die von Caſſel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welker ſchon vor dem Siege, ja ſchon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum weh-

klagt mein Herz über den Sieg, den mein Geiſt errungen .....

Ich habe es vergeſſen: wir glücklichen Deutſchen haben einige und dreißig Fürſten, einige und dreißig Civilliſten. Rechnen Sie, was das koſtet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tauſende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und ſchiffen ſich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu ſtillen! .... Ich will noch einmal zur Civilliſte des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich ſo oft einen Verſchwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomiſcher iſt. Die Verſchiedenheit der Verhältniſſe mögen Sie immer dabei berückſichtigen. Freilich iſt Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und ſieben Kinder, und ich bin, Gott ſei Dank, unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus ſeinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthſchaft führt, und ich muß Alles

ſelbſt beſorgen und werde geprellt. Alſo das gleicht ſich aus. Und jetzt ſtellen Sie unſere Bedürfniſſe nebeneinander. Die meinigen ſind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen alſo blos die des Königs mitzutheilen, wie ſie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es koſtet — nicht geheilt zu werden. Der Hofſtaat des Königs ſoll aus tauſend Perſonen beſtehen (doch das iſt viel zu viel). Nun wird angenommen, daß unter tauſend Menſchen einer das ganze Jahr durch krank iſt. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichſten Art ſeien, die täglich zwei ärztliche Viſiten erfordern. Jede Viſite zu 10 Fr. gerechnet, alſo täglich 20 Fr., macht das jährlich 7,900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., alſo Arzt und Apotheker zuſammen koſten jährlich 8,630 Fr., woher nun 80,000? Das iſt Verſchwendung. — Livrée-Bediente 200,000 Fr., zu viel. Beſoldete Tagediebe von Rang, 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger ſprechen. Keller 180,000: die Flaſche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaſchen, und auf den Tag 100. Können

Mann und Frau und Schweſter und ſieben Kinder, meiſtens Frauenzimmer, täglich 100 Flaſchen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tiſchgäſte mitbegriffen ſei, denn die Ausgabe für dieſe werden unter dem Artikel Feten beſonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr., alſo jedes Pferd 3000 Fr. Ein Pariſer Blatt bemerkte: Tauſende in Paris würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie ſich noch des herrlichen Marſtalles in Hannover, des dortigen Muſeums, das alle Reiſende, alle neugierigen Damen beſuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der ſeit hundert Jahren nicht in Hannover reſidirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majeſtät des Thrones auch in Abweſenheit des Königs ſichtbar werde. Und wenn es kalt iſt in Hannover, aber recht kalt, ſo daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh geſtreut auf dem Steinboden des Marſtalles, quer über die durchlaufende trübe Goſſe gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrorenen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort

ſchlafen zwiſchen den königlichen Pferden bis der Tag graut. Es iſt keine Verſchwendung, wie man ſie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majeſtät iſt der warme Dunſt ſo vieler Menſchen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel, Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr ſein dürfen, welche die menſchlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heizung 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort beſſer verwendet, damit unſere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens ſteht die ganze Ausgabe betrügeriſch da, da der König ſein Holz aus ſeinen Domainen-Waldungen zieht, und es alſo nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp, wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäſche 160,000 Franken. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich iſt. Muſik, Theater 300,000 Fr. Reiſen eine Million; Geſchenke 160,000 Fr. Ein Fürſt hat gut ſchenken! Und alle dieſe Ausgaben zuſammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürſten, les menus plaisirs. Was koſten ihnen nicht erſt ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Maitreſſen, Leibgarden, Günſt-

linge, Beſtechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernſte, wie ſind ſolche große unmögliche Bedürfniſſe nachzuweiſen? iſt die Antwort: höchſtens der vierte Theil dieſer Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden geſtohlen, kommen in die Hände einiger begünſtigten Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hofminiſter theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliſte bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beiſpiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiſerin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt ſelbſt überſah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angeſetzt. Dieſe große Summe fiel ihr um ſo mehr auf, da ſie den ſtrengſten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden ſollte. Sie ſtellte Unterſuchungen an, und da fand ſich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiſer Alexander, ſich ein Talglicht hatte kommen laſſen, um damit ſeine aufgeſprungene Lippe zu beſtreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, ſtellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgeſetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und ſo von Diener zu Diener hinaufſteigend, ſchwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet,

daß ihm jedes frische Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu stehen komme. Es ist wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich selbst, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, solche große Künstler an den Galgen zu bringen. Solche Geschichten wären sehr spaßhaft, sehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerstag, den 5. Januar.

Gestern war in diesem Winter der erste Abend bei ***. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie sie sonst alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viel andere confiscirte Polen. Wenn man den Lelewell sieht und hört, sollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geist und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er sieht so zerquetscht aus, spricht so matt und gebrochen, hat ein so furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutschen Stubengelehrten halten sollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück seines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das ist das Wahrscheinlichste) ist er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu sprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anwesenden Deutschen war auch Börne, der Verfasser „der berüchtigten Briefe aus Paris," wie sie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzosen gehalten haben; denn er unterhielt sich mit einem Deutschen über Dinge, die gewiß Keiner hören sollte, und es hinderte ihn

gar nicht, daß ich ganz nah dabei ſtand. Und ſo habe ich denn gehört, wie dieſer Freiheitsheld, dieſer Demagog, dieſer Fürſtenknacker, zu dem Andern ſagte: er verſpräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtabak und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutſchland verſchaffte, dafür ſeinen Fürſten, ſo viel und ſo lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen ſo heilloſen Menſchen, der für anderthalb Pfund Tabak ſein Gewiſſen verkauft, können Sie eingenommen ſein? Der Deutſche, dem er dieſes Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrſchte eine beſonders große Bewegung in der Geſellſchaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammerſitzung, in der an dieſem Tage ein heftiger Aufruhr ſtatt fand, weil Montalivet die Franzoſen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung geleſen haben. *** ließ die ſeitdem bekannt gewordene Proteſtation in der Geſellſchaft circuliren, welche die anweſenden Deputirten unterſchrieben. Um Mitternacht rief mich Mauguin in ein abgelegenes Cabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tiſche mit Schreiben beſchäftigt fand. Die deutſchen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unſere Sprache zu überſetzen, habe ich heute keine Zeit.

Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Resseo pariam vorum „catibis, press ar littotas massica plissos, voris- „silo caruss ab itanis. Os? pervens politan. „Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; „vertel. Cassus iran poplita poplites, varina „faessionibus. Venamos pur? valemi naro inoi- „tamentamus. Pasti? marmorum quesitan. Cass „ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutſchen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und ſprach: Ihr ſeid ein Volk und verlangt Garantie? Ich ſchämte mich meiner Uebereilung, und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutſche Anekdote. Kaiſer Joſeph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als dieſe einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marſchiren ſollten, baten ſie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unſicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — ſagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute ſchickte mir der hieſige Geſandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeſchickt worden war. Ich

habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieſer Welt, über die alle Menſchen klagen, und mein Hôtel des menus plaisirs iſt viel reicher verſorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder ſah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt. Das Protokoll iſt geſchrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeiſters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hoff, des Raths, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr, wird meinem Namen niemals vorgeſetzt, ſondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das ſie mir geſtohlen, ſchenkten ſie dem jüngern Bürgermeiſter, ſo daß dieſer zweimal Herr vor ſeinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen ſollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge,“ und endet: „zu ſiſtiren habe.“ Hat man je eine Schrift geleſen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden?

In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803 müſſe ich als Penſionair ein Amt annehmen, und nach meiner Vorſtellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, ſollte ich mich ſiſtiren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn ſie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich ſchicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es leſen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte ſonſt Ihrer Bruſt ſchaden. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Es iſt gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg ſagt; und, was zu arg iſt, iſt zu arg, wie er ebenfalls ſagt; und, da muß Einem die Geduld reißen, wie er nicht minder ſagt. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Das iſt ja noch ärger wie Falſtaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte ſetzt, Fallen ſtellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht ſchreiben, das habe ich mir ſchon früher vorgenommen. Glauben Sie

doch ja nicht, daß mir ſolche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menſchen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Böſewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Böſewichter. Dann ſehe ich ſein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menſchheit darf man nicht rechten. Gott hat ſie geſchaffen, wie ſie iſt, und hat allein alles zu verantworten. *** iſt mir ein ſolcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen“ — kommt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich ſage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie ſonſt wünſchen, werde ich Ihnen durch die erſte Gelegenheit ſchicken. Drei Briefe ſind erſchienen, und jetzt in einer Brochüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich geleſen. Es iſt die Weisheit in Zahlen und iſt die Thorheit in Zahlen. So, und nur ſo allein muß man die Menſchen belehren; denn ſie ſind ſo dumm, daß ſie nichts begreifen, was ſie nicht zählen können. Sie ſind gar zu dumm, die Menſchen! Wenn ſie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigſtens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menſchen kommen, und blieben dann nur noch Ueber-

ſchwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das iſt's. Nicht wollen; das iſt's noch mehr. Kaiſer Maximilian hatte einen Hofnarren, der ſagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willſt du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiſer darauf geantwortet; aber der Narr, der ſchon vor länger als drei Jahrhunderten einen ſolchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhabner Geiſt geweſen ſein.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Geſtern war ein ſchönes Concert im italieniſchen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Muſikſtück am beſten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende iſt. Es iſt mit dem Kunſtgenuſſe, wie mit dem ſinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den, erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und beſonders verſchiedenartigen muſikaliſchen Gerichte, eines nach dem andern vorgeſetzt, ſtumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es iſt eine abſcheuliche Ueppigkeit, die den Menſchen endlich empfindungsarm macht. Dieſes im Vorbeigehen; denn man ſoll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philoſophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann

kommen, daß man ſie bei ihr braucht, und dann iſt der überraſchende Vorrath ſehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen ſtarken Huſten und ſang ſchlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber ſie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erſchien, verzieh ich ihr das auch. Es iſt das liebenswürdigſte Geſicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er iſt beſcheiden, ſinnig, voll Geiſt und Gemüth. So iſt auch ſein körperlicher Anſtand und ſo ſein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht ſeine Tiefe; aber ſeine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in ſeinem Spiel nicht nennen, was ein beſſeres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorſtellung einer weiblichen Kraftloſigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen ſoll. Was mir an Berriot am meiſten gefiel, war ſeine Anſpruchloſigkeit ſowohl in ſeinem Vortrage als in ſeiner Kompoſition. Ich habe an andern großen Komponiſten und Virtuoſen oft bemerkt, daß ſie ihrer gelungenſten Stellen ſich ſelbſt bewußt ſind, und wenn ſie an dieſe kommen, gleichſam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt ſich immer gleich, gibt keinem Theile ſeines

Spieles und ſeiner Kompoſition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot iſt ein Nebenbuhler, der meiner würdig iſt, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte ſie keine beſſere Wahl treffen.

Schon ſeit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erſt vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erſtenmal ſpielen ſehen. Aber daß Sie ja meine Ungeſchicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geſchrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen ſagen ſollte, und ich weiß es heute noch nicht was ich davon denken ſoll. Die Sache iſt: ich habe alle Uebung im Kunſturtheile verloren. In früheren Jahren war ich, wie mich mehrere dramatiſche Dichter und Schauſpieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, verſichert haben, ein ſehr guter Theaterkritiker; aber ſeitdem hat das unverſchämt proſaiſche Europa mich aus aller Aeſthetik geworfen. Ich glaube, daß die Mars die größte Künſtlerin iſt, als welche ſie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringſten, was dieſen Glauben ſchwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß ſie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels ſehr ökonomiſch iſt mit ihren Mitteln,

und man darum, den Reichthum ihrer Kunst zu beurtheilen, erst jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten soll, in welchem sich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu solchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen sie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Lustspiele nicht, auch nicht die bessern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geistreiche Umrisse von Charakteren, die Leser, Zuhörer und Schauspieler ausmalten. Das beschäftigte den Geist, und gab der Kunst Beschäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geist und ohne Erfindung wie sie sind, zeigen ihre Kunst nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauspieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelassen, zu kopiren. Das Drama Delavignes ist solcher modernen Art, und selbst eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausspinnen, und wer daher, wie ich, das Stück gelesen und gut verstanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Lustspiele les fausses confidences, fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem schönthuenden Frauenzimmer mißlingen.

Thut denn die Mars ſchön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen. Doch vergeſſen Sie nicht, daß es zehn Jahre ſind, daß Sie ſie geſehen, und zehn Jahre ſind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil ſie alt iſt. Zu meinem Unglücke ſaß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem boshaften Vergrößerungs-Glaſe, das ſelbſt eine Hebe verläumdet. O die Runzeln, dieſe Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemiſcht iſt! Lächeln aber iſt die ganze Kunſt einer Schauſpielerin in dieſen modernen Komödien, wo Tugend und Laſter, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man geſellſchaftliches Leben nennt, zuſammengelächelt ſind. Die Schauſpielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, ſoll die Medea ſpielen, die Clytemneſtra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in dieſem reconvalescirenden noch ſchwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchſtens der Spiegel ſagt, daß ſie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Geſichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es iſt gar zu traurig. Ich hätte der

alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnlosen Braut den ganzen Abend gekos't; so gerührt war ich. Die abscheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich sehe keine Runzeln in meinem Gesichte. Und doch sind sie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen bessern Freund als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes: sie sind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit seit einem Jahre nicht spielen können, und da sie nun zum Erstenmale wieder auftrat, wurde sie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem stürmischen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als sie von einer Kunstreise von einigen Monaten, die sie in Gesellschaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz

der Mars hätte ich mich dieſen Komödien-Abend ſehr gelangweilt, hätte nicht Monroſe mitgeſpielt in Marivaux's Stücke. Monroſe iſt ein unvergleichlicher Schauſpieler für alle ſpitzbübiſche Bedienten, welche in neuerer Zeit durch die Konkurrenz ihrer Herren ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei iſt ſo wenig ſchändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles ſelbſt, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monroſe iſt ein herrliches antikes Kunſtwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter ſah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, ſondern Monroſe — uud erſtaunte über ſein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monroſe, ſondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich ſchreibe — aber es waren einſtudirte Choriſten, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verſtorbenen im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig geleſen; die andern noch gar nicht. Ich werde ſie mir zu verſchaffen ſuchen, und dann auch darüber ſprechen. Ich glaube, daß ſie Robert geſchrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Dos trauert, daß in den Stürmen der

Julirevolution ſeine nicht aſſekurirten Vaudevilles untergegangen! Dort ſinnt und ſinnt er, wie zu machen, daß von ihm geſprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — ſage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Acht und ſechzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Geſtern war ich wieder bei dem monatlichen encyclopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft war gut, das Eſſen ſchlecht. Es compenſirt ſich alles; bei den Ariſtokraten ſpeiſt man beſſer. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe geleſen. Mehreren Anweſenden wurde ich vorgeſtellt als ein Allemand très distingué. Bei Tiſche wieder die gewöhnlichen Toaſte auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutſchen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde ſehr ſchön geſprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm ſich in der Wiederholung recht muſikaliſch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — iſt nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten pol-

niſchen Revolutions-Regierung waren auch zwei anweſend, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war ſehr freundlich gegen mich, und wird mich beſuchen. *** war poetiſch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geſchah vor dem Eſſen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz-Miniſter; iſt das nicht merkwürdig? Bei dem Toaſte auf die Deutſchen wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und ſeiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutſche haben auch mehrere andere Nationen auf die Geſundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unſere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaſte auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy geleſen. Barthelemy und Mery geben ſeit einem Jahre eine politiſche Wochenſchrift in Verſen unter dem Namen Némésis heraus. Der ſchändliche Mord des Torrijos und fünfzig ſeiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erſchoſſen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt ſicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueilleux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —

Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les picds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les martcaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aïeux la trace,
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;

Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore. *)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère,
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères,
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive,
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

---

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes faisait en Angléterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits,
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem geſtrigen Briefe überraſcht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das ſich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine ſolchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug ſein in dieſer kriegeriſchen Zeit... Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erſt kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majeſtäts-Verbrechen geworden, ſich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone iſt? — Die engliſchen Blätter leſe ich nicht; ich kann alſo nicht ſagen, ob Ueberſetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon geſprochen worden. Aber hier in Paris erſcheinen zwei Ueberſetzungen. Die eine iſt im Courier von geſtern angezeigt. Leſen Sie ſelbſt, was dabei geſagt iſt. Welcher Buchhändler die andere herausgibt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte, (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. Dezember 1831) ſagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird.

Leſen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philiſtern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgeſetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für ſeinen guten Willen und ſeine ſchmeichelhafte Zuſammenſtellung ſehr großen Dank ſchuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweiſen, ich habe ſie weder verdient noch verſchuldet. So zerriſſenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menſchheit verzweifelt. Sie iſt mir klar und darum iſt ſie mir ſchuldlos. Gott iſt in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen dieſen ſich nicht blos zu bekreuzigen, ſondern ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man ſchrecken, Fleiſch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutſchland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man ſchilt keinen Bettler wegen ſeines Geizes, den Reichen ſchilt man. Ein Volk iſt ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es ſchelten; ſchelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es iſt nicht meine Schuld, es iſt mein Verdienſt, wenn ich ein beſſerer Pädagog bin, als es mancher Andere iſt. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines

Volkes ist lang, sehr lang, sie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und besser, daß man solch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geschehen, daß es den Hals darüber bräche, als es so fort dämmern zu lassen, in schwankender Mitte zwischen Thier und Pflanze, in schwankender Mitte zwischen Schlaf und Tod.

Samſtag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von Berenger zirkulirt in der Handſchrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grace à mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères

Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix.

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même . . . . . .
Je veux la paix.

Viele Verſe im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jennes Allemands. Der Schatten an der Oos ſchrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verſtorbenen" (das Buch) benutzt." Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefſtyl nachzuahmen geſucht? Nun, iſt es nicht geſchehen, ſo kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaſter?

Neun und ſechzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 15. Januar 1832.

O, es iſt himmliſch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, ſondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange ſpazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hauſe gebracht. Und als ich mit dem Eſſen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée beſtellt hatte. Da ſchickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: Rapſodien, veranlaßt durch Herr Börne's Briefe, von Pittſchaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es iſt nicht der Philoſoph Pitt-

ſchaft, der im Tollhauſe ſitzt; denn er ſitzt nicht mehr im Tollhauſe, weil er ſich erhängt hat. Es iſt deſſen Bruder, der Medizinalrath Pittſchaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte iſt noch groß genug. Mein Tiſchchen ſchwankte unter der Laſt des aufgehäuften Deſſerts; mein Salzfaß ward ſüß davon. Zuerſt: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erſchien das bekannte Buch dieſes großen Arztes: Rapſodien über die pſychiſche Behandlung der Wahnſinnigen. Lange vor und nach Erſcheinung dieſes Werkes, das ſeinem Verfaſſer beſonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapſodien ſprechen, ſo daß ſeitdem und bis heute, ſo oft ich das Wort Rapſodien leſe oder höre, ich gleich an verrückte Menſchen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn ſtatt meiner Herr Pittſchaft ſich am Frankfurter Polizeiamte anſtellen ließe, weil dann Polizeiamt und Medizinalrath ſich wechſelſeitig ihren Styl verbeſſern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer erſehen haben werden, das Aſthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapſodien des Herrn Pittſchaft wäre ich beinahe erſtickt, wegen des Ueberfluſſes an Punkten. Nein, ſo ein pünkt-

licher Mann iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kenner„auge nicht entgehen, daß der Teufel ſich nur durch „ſeine Klugheit hält. Der Teufel ſelbſt verſtellt ſich „in einen Engel des Lichts. So ſagt der Apoſtel. „Dem Schlechten ſtehen viel mehr Waffen zu Gebote, „als dem Edlen. Dieſer muß zur Erreichung ſeines „Zweckes ſich ſelbſt einſetzen. Jener ſetzt Andere ein. „Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das „Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräf„tigen Manne heranwächſt. Unſere Zeit leidet an „einem ungebührlichen Heißhunger. Macht ſie es „doch wie Saturn und verzehrt die eigenen Kinder. „Wenn ſie nicht mäßiger wird, wird ſie ſich den „Magen überladen.“ Sancho Panſa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und ſo geht es in einem fort. Dann fand ich ſo ſchön, daß Pittſchaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir ſo herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leſer hat, ſich gegenſeitig in dieſen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leſer ausgeholfen, und wie ſie Beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber ſaßen, und Robert dem Medizinalrathe ſeine verſtorbenen Briefe vorgeleſen, und dabei vor und

nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu unterſuchen, ob er nicht außer ſich gekommen; und wie der Medizinalrath wirklich außer ſich gekommen vor Ungeduld, und nach Hauſe gegangen, ſeine Rapſodien gegen mich geſchrieben, den andern Tag wiedergekommen, und ſie aus Rache dem Robert auch vorgeleſen — iſt das nicht Alles ſchön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punkt-Armuth im langen Satze, welcher erſt die Hälfte ſeines Weges zurückgelegt, die ich aber vorſätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizeiamt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, ſeine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathiſch zu heilen, und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz ſagt in ſeiner Poeten-Kunſt: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutſch heißt für Frauenzimmer: Punkte ſind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergeſſen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht..... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittſchaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er ſagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Buſch, und ein Repräſentant der ſieben fetten Kühe,

(Ach, hätten alle Volksvertreter nur ſolche fette Comittenten, dann brauchte man gar keine repräſentative Verfaſſungen!) und ein Dornbuſch. Und ich wäre darum ein Dornbuſch, weil ich haben wollte, daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbuſch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schaafpelz machen laſſen. Aber wer hieß den Medizinalrath mir ſo nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, iſt das meine Schuld? Der Dornbuſch ſteht, die Heerde geht; ſie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann ſpricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erſtens ſagt er: ich verlangte, die Deutſchen ſollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens ſagt er: ich ſähe Deutſchland für eine Kratzbürſte an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie ſehen, Pittſchaft iſt ein Demagog, er will das Volk aufklären, er ſchreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden geſagt: dieſer Ort iſt ein wahres Carbonaro-Neſt; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königſtädtiſchen Theater zurück? Warum iſt er kein unſchuldiger Waldfrevler geblieben? Warum

iſt er der Macht der Verhältniſſe untreu geworden, und liebäugelt jetzt mit allen deutſchen Mächten? Warum hat er ſeine ſchmerzſtillenden Didaskalien unterbrochen? Zehen aufrühreriſche Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitſch hätte ſie in's Polniſche überſetzen laſſen, und hätte dann Warſchau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeverſammlung eine Bittſchrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat dieſe Bittſchrift verfaßt? Das hat der Nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Meſſager geſchickt. O, ich habe das gleich verſtanden! Ich durchſchaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Geſichtern irre führen; es täuſchte mich nicht, daß ſie ſich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte ſie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt ſchreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht ſeine Maske ſein, ich mag nicht ſein Geſicht berühren. Und Pittſchaft geſellt ſich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutſchen ſagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punſche hergeben müſſen, womit ſich Andere gütlich gethan“ — von wem hat er das

gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutſchland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, ſchon im Sommer für die Contagioſität der Cholera zu ſchreiben, und der preußiſchen Regierung zu trotzen? Er rede! Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine ruſſiſche Praxis iſt ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland geläſtert. Seine franzöſiſche Praxis iſt ihm auch verloren, denn er hat Frankreich geläſtert. Seine preußiſche Praxis iſt ihm auch verloren, denn er hat Preußen für anſteckend erklärt; und was ihm von deutſchen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badiſcher Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, ſich erlaubt hat, von Politik zu ſprechen, ehe er zweitauſend Gulden Caution geleiſtet hat. Darum werfe er ſich ganz in meine Arme; er hat ſich mir verſchrieben, mein iſt er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß ſie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbeſtechlichkeit. Pittſchaft ſagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldſpekulation geweſen, und Robert verbürgt ſich, daß ich nicht feil bin. Wer

wird eine ſolche Bürgſchaft verſchmähen? Auch danke ich ſchön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbeſtechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das iſt ein Tadel für Tauſende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerſpruch hervor. Nun werden meine Gegner ſagen: Er iſt wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich ſelbſt einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil iſt er nicht. Er würde ſich nie ſo geringe ſchätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or ſeine Ehre zu vermiethen .... Der unglückſelige Robert! Eine Welt hätte er ſetzen ſollen zwiſchen ſich und mir, und jetzt, das Glück verſchmähend, daß ich ihn vergeſſe, ſucht er mich auf, und zwingt mich, ſeiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Iſt es etwa, daß ich ein Herz habe, und ſeine eigne Bruſt nichts zu durchbohren darbietet? Iſt es, daß er ſeine Brieftaſche, ſeine polniſchen Looſe gut verſchloſſen weiß, und daß ich ſie nicht durchlöchern kann und ſeine Seele nicht berühren? Daß der Unglückſelige es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Bruſt heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche ſchmauſen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Leſezimmer

in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegensah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenlosen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterspruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute," wendete das Blatt herum, sah unten nach dem Courszettel; Warschau war gefallen, und die polnischen Loose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht — — wenn Wünsche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es solch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geschichte ungelesen und verächtlich überschlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der seinen Blick von dem schönen Gesichte der Zeit, so voll erhabenen Lächelns, schöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um sie herumgehet und ihren ..... küßt — ein solcher Mensch wagt es, ungerufen vor mir zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittſchaft ſein Herz erleichtert, ſtanden auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börſenhalle, einer der verlorenen Vorpoſten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechſelt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, ſeinen alten Freund und Dutzbruder, in ſeinem Blatte geſchrieben. Herr Wurm beklagt ſich darüber und frägt ſeinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn einen freiſinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgeſetzgebung nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen arbeitet?“ Iſt das nicht wieder recht ſchön deutſch; während die Freiheit ſich auf dem Schlachtfelde verblutet, ſtatt ſie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen zu ſchreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein ſehr achtungswürdiger freiſinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Partei, ſchrieb ſeinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will. „Mein lieber Freund! Da Sie in dem Schreiben

„an unſern Freund Mebold meiner mit Namen und „zugleich des Umſtands erwähnen, daß Sie mir die „Kritik über Börne zugeſendet, ſo glaube ich, Börne, „den ich perſönlich kenne und deſſen Talent ich be„wundere, die Erklärung ſchuldig zu ſein, daß ich, „für meine Perſon, Ihre Kritik ſeiner Briefe nicht „billigen kann. Wie iſt denn Ariſtophanes mit den „Athenienſern und mit Sokrates, dem edelſten aller „Menſchen, umgegangen? Und was hat Swift dem „engliſchen Volk und ſeinen Machthabern nicht ge„boten? Deſſenungeachtet ſind und werden ſie die „Bewunderung aller Zeiten bleiben. Beide, wenn „ſie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen. „Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der „moraliſchen, und noch weniger mit der politiſchen „Elle gemeſſen werden. Das deutſche Vaterland „ſollte es ſich vielmehr zur Ehre rechnen, daß an „ſeinem literariſchen Himmel ein ſolcher Stern der „Satyre und des Humors aufgegangen iſt. Bei „dieſer Ueberzeugung konnte ich für meine Perſon „dieſes Blatt Ihrer Zeitſchrift nicht als Probeblatt „auf dem Muſeum auflegen.“

Es kömmt mir ſpaßhaft vor, daß man in Deutſchland ſchon einige Monate lang von meinen Briefen ſpricht und ſchreibt; daß ich faſt ſo berühmt geworden wie die Sontag. Und dabei gebrauchen

alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu ſagen: es verlohne ſich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er ſagt: die Briefe wären zu platt, für Deutſchland verführeriſch zu ſein; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum ſpricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das iſt leicht zu erklären. Bei ſtürmiſchem Wetter ſetzen ſich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, ſchneller und ſicherer fortzukommen. Ich mag deren Tauſende auf dem Rücken haben, aber ich ſpüre es gar nicht.

Siebzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 19. Januar 1832.

Laſſen Sie die Leute immerhin ſprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur ſchade; das ſind alles Worte ohne Sinn, wären ſie auch noch ſo gut gemeint. Wer nützt? Wer ſchadet? Die See geht hoch, der Wind iſt gut und Gott ſitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge ſchwanke oben im Maſtkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt ſtünde an der Mauer der Welt, und nur ſo vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind iſt heftig, der mich ſchüttelt; iſt das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn ſchweigen heißen? Giebt es

Menſchen ohne Bruſt, die nicht zu athmen brauchen — gut für ſie; aber ſie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn Sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde ſagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutſchland zu kommen, er würde in jeder Geſellſchaft, an jedem öffentlichen Orte beſchimpft werden — ſo mißtrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieſes guten Freundes. Er iſt entweder Einer jener Goſſen, welche die Verläumdungen der Polizei weiter ſchwemmen, oder iſt ein matſcher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verſtanden, wie Jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln ſuchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben ſie von der Kette losgelaſſen; alle hungrigen Zeitungsſchreiber mußten ein Geſchrei erheben, ehe man ihnen die Schüſſel füllte, und dieſes Gebell und dieſes Geſchrei ſollen das Conzert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, ſolche Gauklerkünſte zu vereiteln. Die Ariſtokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn ſie wiſſen recht gut, daß er ihnen gilt und

nicht dem Volk; aber wir kennen das und ſpotten ihrer vergebenen Liſt. Das Vaterland herabwürdigen! Deutſches Volk beſchimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was ſie durch ihre Ausrufer mich beſchuldigen laſſen — die Hände küßten ſie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das ſind den Ariſtokraten nur mythologiſche Geſchöpfe, und ſie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem ſolche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der ſie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland iſt der Hof; ihre Ehre iſt in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in deſſen Freiheit, und das Volk iſt nichts, ein Stuhl, ein Tiſch, ein Ofen, das man weder ſchänden noch ehren kann. Vor ſolchen Menſchen ſoll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen ſie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verläumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne ſie zu Aſche. Ich erwarte ſie, wenn ich nach Deutſchland komme.

Geſtern las ich wieder in hieſigen Blättern von Mauthzerſtörungen im Heſſiſchen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geſchichten ſind. Indeſſen wahrſcheinlich das Erſtere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen ſpätern Vorfällen

schreiben. Das sind recht traurige Verhältnisse, und am traurigsten ist, daß sich die Regierungen nicht zu helfen wissen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum suchen sie das Volk über die wahre Beschaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum suchen sie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen sie den Geistlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollwesen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am ersten Sonntage nach dem monarchischen Gemetzel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Husaren im Stande sind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Esel gewesen und habt Euch todtschießen lassen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe seid Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth ist heut zu Tage? Wißt Ihr, was sie sonst gewesen? Begreift Ihr denn gar

nicht, wie viel beſſer Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, ſo gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen.“

„Viele von Euch ſind doch ſchon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, iſt oft als Flotzknecht nach Holland gekommen, ehe er ſich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, ſie hat mir geſtern eine fette Gans geſchickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der iſt doch einmal in Königſtein geweſen und am Falkenſtein vorbeigekommen. Nun, das iſt alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da ſehet Ihr viele verfallene alte Schlöſſer, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer ſo öde und verfallen, wie ſie jetzt ſind. Ehemals waren es prächtige Schlöſſer, worin die Ritter wohnten, und es ging luſtig da her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch ſeine Freude. Wenn ſie ſich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenſter und ſah zu, wie ſie ſpielten, lachte er und ſagte: Jugend hat keine Tugend, das will ſich austoben; aber es iſt mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte ſiehet, ſeine jüngſten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heu-

len, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzwein. Ich sage Euch, Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmet angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute Morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, solch ein lustig Leben haben die alten

Ritter geführt: gut gegeſſen, gut getrunken und gut geſchlafen. Und die übrige Zeit haben ſie gejagt und ſich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man ſchlug ſich einander auf Helm und Schild, und war Einer tüchtig getroffen, ſo ging er zum Schmied und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttiſche Pulver war noch nicht erfunden."

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlöſſer, ſchöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber ſie hatten kein Geld. Woher wollten ſie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten alſo nichts. Aber alle Menſchen ſind Gottes Kinder, und wenn es einen Menſchen giebt, der nichts arbeitet, iſt es Chriſtenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten ſich auch darnach, und ſo oft ſie Geld brauchten, nahmen ſie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten ſie ſo: Auf die hohen Thürme ihrer Burgen ſtellten ſie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher ſchauen, und ſobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chauſſee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Meſſe zu bringen, ſtieß der Knecht ins Horn. Die

Ritter, die das Zeichen verſtanden, ſprangen darauf vom Tiſche oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kiſten und Kaſten aufgeſchlagen, und Alles herausgenommen. Darauf ſagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Meſſe, Ihr Herren! und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil ſie auf dieſe Art ihr Brod verdienten, nannte man ſie Raubritter. Die Waaren verkauften ſie dann um einen Spottpreis an Juden, und ſo hatten ſie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen ſie zur Frankfurter Meſſe, und Alles war gut. So iſt die Mauth entſtanden, und was damals die Raubritter waren, das ſind heute die Zöllner.“

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei ſich: Wäre es nicht geſcheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich ſo viel baar Geld, als ſie für unſere Waaren von den Juden bekommen? Dieſe Spitzbuben laſſen ſich von uns zweimal ſo viel bezahlen, als ſie ſelbſt bezahlten.. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch geſpart. Sie ſchickten alſo dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr ſeid ein ehrlicher

Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Gold-

gulden. Ritter Ruprecht erwiederte. Ihr ſeid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Eurem Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberſtein, und ſo gingen ſie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und ſprachen mit Allen auf die nämliche Weiſe. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmauſen kamen, und jeder ſeinem Nachbar erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Geſicht einen ehrlichen Mann geſcholten, und ſeinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten ſie Alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel beſſer als früher.“

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiſer, Könige, Herzoge, Fürſten, Landgrafen, die Vorfahren unſerer gnädigſten Landesherren, daß ſie lange dumm geweſen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein ſchön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, ſind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht ſelbſt verdienen? Wer iſt Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie ſagten alſo den Kaufleuten: Ihr unterſteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen ge-

geben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geplündert und todtgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unsere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, sie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: wir danken unterthänigst für den bis jetzt ge-

leisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. Die Fürsten erwiederten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssig, daß wir den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen. Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drücke, antwortete der diesseitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schafe wollen geschoren sein, sonst gedeihen sie nicht."

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst wurdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Euere Kisten mit Ordnung ge-

öffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eures gnädigen Landesherrn todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekostet? so zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Eurem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht blos für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und

jetzt seid mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht blos seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt Keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der

Kaiſer Nikolas will Polen haben, der Kaiſer Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß ſelbſt nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun iſt aber das mächtige Frankreich drüben; dort iſt der König nicht Herr über Alles, er iſt nicht mehr als jeder Andere, er iſt nur der erſte Bauer im Lande. Das Volk iſt dort Alles, und für das Volk geſchieht Alles. Nun ſagen die Franzoſen: alle Völker ſind mit uns verwandt, wir ſind Alle von einer Familie. Die Polen ſind unſere Brüder, die Italiener ſind unſere Vettern, die Deutſchen ſind unſere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, ſondern ihnen helfen. Darum leiht unſer gnädigſter Landesfürſt den Kaiſern und Königen ſeine Soldaten, damit ſie mit den Franzoſen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzoſen ſchickt, das ſind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit ſie gern marſchiren — denn wer könnte ſie zwingen, wenn ſie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzoſen wären Feinde der Deutſchen, und wollten unſer Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzoſen ſind Euere beſten Freunde, und wenn ſie kommen, kommen ſie blos den Polen und Euch beizuſtehen, und Ihr müßt ſie mit Jubel empfangen und

gleich in die Schenke führen. Aber ſchließt Euere Mädchen ein, bis ſie wieder fort ſind.“

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth iſt; nun geht und beſſert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Eurem Gewiſſen verantworten, wenn Ihr widerſpenſtig ſeid gegen Euren gnädigſten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu ſchicken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne ſind, und die, wenn ſie Euch erſchießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerſtören, ſo ſeid keine Ochſen, und bleibt weit von den Soldaten ſtehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu ſchießen, ſondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit ſie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Liſe dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchſt nicht roth zu werden, Liſe, wir waren Alle einmal jung — und wenn ſie nun zu ihnen tritt und ſagt: „Aber Peter, aber Hans, ſeid Ihr „denn ſtockblind? Seht Ihr denn nicht, daß ich es „bin? Haben wir denn nicht auf der vorigen Kirch- „weih miteinander getanzt? Peter, da iſt ja mein „Vater, der Dir manchen Apfel von ſeinem Baume „geholt. Hans, da iſt ja mein Bruder, dem Du „erſt neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen.

„Lieber Peter, kennſt Du Deine Liſe nicht mehr? „Willſt Du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder „werden? Biſt Du nicht ſelbſt ein Bauernkind? Was „gehen Dich die Fürſten, was geht Dich die Mauth „an? Komm zu uns, lieber Hans! Du ſagſt nichts? „Nun, da ſteh' ich, ſchieß mich armes Mädchen todt, „wenn Du das Herz haſt.“ Aber ich ſage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu ſchießen, ſondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen und ſie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme ſtürzen und heiße Thränen vergießen, daß ſie ſo gottlos verblendet geweſen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hauſe und beſſert Euch. Wer mich nicht verſtanden, iſt ein Eſel. Amen!“

Ein und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir seit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit schreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich stehe, und der andere liegt auf dem Schreibtische, an dem ich sitze. Die Abwechselung ist artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe, oder zurück, und setze bald den einen bald den andern fort. Die Sache verhält sich so. Der Tischbrief behandelt einen Gegenstand, der zwar kurzweilig aber langwierig ist und sich sehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunst nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage später erhalten als diesen. Es gibt nämlich einen Härings-Salat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und

den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im literariſchen Unterhaltungsblatt, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geſchrieben, und von dem ich früher ſchon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn geleſen. Nun weiß ich wahrhaftig ſelbſt nicht, wie mir in den Sinn gekommen, dieſem Männchen zu antworten; aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei machen mir meine ungeſchickten Verſuche, die Sprache ſolcher Gegner nachzuahmen, tauſend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand iſt mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit ſolchen unbedeutenden Menſchen und auf ſolche Weiſe einlaſſe, darf ich nicht deutlich machen, denn ſonſt würde ich meine beabſichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchſchaut und errathen ſein. Das ſetzt mich in Verlegenheit. Härings-Salat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Menſch — Sie werden ſehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern viel reicher werden wird, als das von Meyer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 24. Januar.

Geſtern, Sonntag, hat Caſimir Perrier wieder einen Bubenſtreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche ſeines Glaubens geſchloſſen iſt, wo die Börſe keinen Gottesdienſt hält, vergißt er am leichteſten Gott und ſein Gebot, und folgt ſeinen böſen Neigungen. An Börſentagen bedenkt er ſich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leicht verletzliche Geſchöpf, durch allzurauhes Weſen zu ſchrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geſchichte, wo ein Volk unter ſo ſchmachvoller Herrſchaft geſtanden, als jetzt das franzöſiſche. Tauſendmal, ja zehntauſendmal lieber möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet ſehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umſchmeichelt, als ſehen, wie ein König auf dem Drehſtuhle thront und wie ſein erſter Miniſter Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volkes wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie ſo ſehr erniedriget, vor einem Könige: Vivat! zu ſchreien; nicht, da ich als gedankenloſes Kind Kaiſer Franz im Krönungszuge geſehen, wo Alles ſchrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anſtaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit ſeinem alten

Herzen und seinem neuen Hasse, mit dem ganzen Gefolge aller seiner Laster, aller seiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten seiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat schreien, bis ich die Stimme verlöre. Was ist's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das ist Alles. Wie der Winter drängt sie Blut und Leben zurück; aber das stille Herz ist dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber diese giftige Geldwirthschaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte sie zehn Jahre fortdauern, würde dann ein Tyrann es der Mühe werth halten, solch ein Volk von Mumien zu unterjochen.

Ich wollte von den Simonisten sprechen, über die man gestern wie über eine Diebesbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen lesen, und Sie wissen so gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen ist.

Zwei und siebzigster Brief.

Paris, Samstag, den 28. Januar 1832.

— Rothschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßte dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothschild sein römisches Anleihen, statt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und so dem Kardinal-Kämmerling zehn tausend Ducaten mehr spendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind doch die Rothschild, als deren Ahnherr Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön.

Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König iſt, wird ſich krönen laſſen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, ſondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse, und Rothſchild wird dabei als Erzbiſchof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen laſſen, und eine unter ihnen, eine luſtige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, ſich auf das Grab Napoleons ſetzen und ſeinen Gebeinen lachend erzählen, ſie habe geſtern ſeinen Nachfolger ſalben ſehen, aber nicht vom Papſte, ſondern von einem Juden; und der jetzige Beherrſcher Frankreichs hat den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothſchild auf deren Thron ſetzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynaſtie würde kein Anlehen machen, denn ſie wüßte am beſten, wie theuer ihr das zu ſtehen käme, und ſchon dadurch allein würde die Abgabenlaſt der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Beſtechungen der Miniſter müßten aufhören, die activen wie die paſſiven; denn womit ſollten ſie, wofür ſollte man ſie beſtechen?

Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen. Alle Civillisten würden aufhören, bis auf die der Rothschilde, welche aber für die Völker keine neue Last wäre, denn die Rothschilde hatten sie als Privatleute auch schon bezogen, und zwar eine stärkere, als die irgend eines andern Fürsten.

Wenn das Haus Rothschild auf dem französischen Throne säße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwischen diesem mächtigen Hause und dem Hause Habsburg auszubrechen droht. Oesterreich und Rothschild sollen, wie die englischen Blätter aus guten Quellen berichten, seit einiger Zeit sehr gereizt gegen einander sein. Oesterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundschaft, mit welcher die Brüder Rothschild es beehren, ihm theuer zu stehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen schloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abschluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 p. c. Ein so außerordentlicher Umstand mußte die Aufmerksamkeit des österreichischen Kabinets erwecken. Es beschloß daher, für seine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder seinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothschild, um solche Schritte zu vereiteln und der österreichischen Regierung zu

zeigen, daß man seine Allianz nicht ungestraft brechen dürfte, wußte darauf durch seine Verbindungen und Speculationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten so selten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats-Anleihe zu unternehmen. Oesterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwischen beiden Häusern statt. Oesterreich hatte nämlich dem Hause Rothschild die Summen überlassen, die ihm aus den französischen Contributionsgeldern für seinen Antheil zugefallen. Diese Summen sollten in französischen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und solche verkauft werden, sobald sie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothschild jene Renten und verrechnete sie zu 95. Oesterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten al Pari gestanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oesterreich war darüber empfindlich und schmollte: Rothschild aber wußte durch Vermittlung beiderseitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkt darauf folgendes: „Durch „welche Mittel wissen jene Banquiers die österreichi-

„ſche Regierung zu zwingen, ſich nach ihren An=
„maßungen zu bequemen? Es ſind dieſelben Mittel,
„welche ſie unter dem Miniſter Villele angewendet,
„mit welchem die Herren Rothſchild ungeheuren Ge=
„winnſt getheilt haben, wie wir es in der Folge be=
„weiſen werden; ſind die nämlichen Mittel, die ſie
„neulich beim Anleihen des Miniſteriums Perrier in
„Bewegung geſetzt. Hat man nicht durch fortdauernde
„Verkäufe, von Jenen bewirkt, welche die Anleihe zu
„einem unbilligen Satze haben wollten, die franzöſi=
„ſchen Fonds erdrücken ſehen? Dieſe Darleiher haben
„unter unſern Augen das Nämliche gethan, worüber
„die öſterreichiſche Regierung ſich beklagte, als ſie
„mit ihnen brechen wollte. Unſere fünf=procentigen
„wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das An=
„leihen zu dieſem Preiſe zu haben, und ſobald die
„Anleihe zu 84 zugeſchlagen war, ſtiegen die Fonds
„bis über 88 Fr. Es iſt immer das nämliche Spiel,
„welches dieſe Rothſchild treiben, um ſich auf Koſten
„des Landes, das ſie ausbeuten, zu bereichern ....
„Wir haben es ſchon früher gezeigt, daß
„die Geldleute die gefährlichſten Feinde
„der Völker ſind. Sie haben am meiſten
„dazu beigetragen, den Grundbau der Frei=
„heit zu untergraben, und ohne Zweifel
„wäre der größte Theil der europäiſchen

„Völker ſchon in vollem Beſitze der Frei-
„heit, wenn die Rothſchild, die Ouvrad,
„die Aguado, die Caſimir Perrier und An-
„dere, mit ihrem Gelde nicht die abſolute
„Gewalt unterſtützt hätten.“

Dupin hat dieſe Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchſe genannt! Das ſind Raubthiere, die zum Katzengeſchlechte gehören. Caſimir Perrier hat ihm über ſeine unzeitige Naturgeſchichte die bitterſten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothſchilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern ſäßen, ſtatt daß ſie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothſchild noch auf keinen Thronen, ſo werden ſie wenigſtens, ſobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf ſetzen ſolle. Herr von Gagern hat dieſes neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es iſt eine ſchöne Geſchichte. Herr von Gagern war früher Geſandter beim Bundestage. Dieſer große Staatsmann, der den Ariſtokratismus ganz allerliebſt romantiſch zu machen weiß und zwiſchen den Gräbern alter Ritter mit ſeinem Adelſtolze im Mondſcheine ſpazieren geht, hat ſich auf einer ſolchen nächtlichen Wanderung ſchon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an

einem politiſchen Mundfluſſe, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben ſo ſelten gefunden wird, als die Mundſperre häufig unter ihnen vorkömmt. Dieſe ſeltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Phyſiologie der Diplomaten und Ariſtokraten lehrreiche und nützliche Aufſchlüſſe. Der große Staatsmann ſchreibt der kleinen Allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, ſondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegeſſen. Herr von Gagern ſchreibt: er, Herr von Stein und Capodiſtrias, hätten ſich in Naſſau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nach einander folgende Sommer dieſe Herren ſehr oft eifrig mit einander ſprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede ſei. Es ſchien mir, als ſprächen ſie von ihren eigenen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmſten und eifrigſten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechiſchen Frage.“ Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechiſche Frage überſetzt, will ich Ihnen

erklären. Es gibt nichts weichherzigeres, warmblütigeres, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein solcher hat sich sehr in Acht zu nehmen, bei seinen starken und häufigen Gemüthsbewegungen seine zarte Gesundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät ist ihm unentbehrlich. Wenn daher Tausende der edelsten Portugiesen vom Fleischer Miguel geschlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der List und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käse zerschnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern stückweise eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenschlägen des Tyrannen unterliegt und sterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich solche Gräuel und Schändlichkeiten zu sehen und zu hören? Und doch ist ihnen das Schicksal der Völker anvertraut; wie erleichtern sie sich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie stellen sich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; sie suchen das zu vergessen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie sagen darum nie: Portugal und Portugiesen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polnisches Land; sondern

ſie ſagen: die portugieſiſche Frage, die italieniſche Frage, die belgiſche Frage, die poluiſche Frage. Es iſt eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt und das Herz ruhiger macht. Aus dieſem diätetiſchen Grunde ſpricht Herr von Gagern von der griechiſchen Frage; aber ſein Herz iſt gut.

Jetzt weiter; und verlaſſe mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor dieſen Seelenverkäufern. „Monarchiſche Verfaſſung, deutſche Leib-„wache, hinreichender Kredit, waren die „großen Grundſätze, worüber wir einver-„ſtanden waren.“ Hört! Hört! vernehmet doch die großen Grundſätze dieſer großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des ſchönſten Jahrtauſendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieſes — dieſes edle Volk, verarmt, verſchmäht, vergeſſen, zu Boden gedrückt, erinnert ſich, was es geweſen, und ſchüttelt ſeine Ketten; will wieder werden, was es war, und wirft ſeine Ketten ab. Es ergreift ſein roſtiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe ſtürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtſchaft von der Frei-

heit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eigenes Herz mit Füßen, ſuchen den Feind und ſiegen. Einer kämpft gegen hundert. Die chriſtlichen Könige Europa's erfahren, ein kleines Chriſten-Völkchen habe ſich gegen Mohamet empört — ſie lachen. Das Völkchen ſiegt — ſie werden aufmerkſam. Der Sieg wird entſcheidender — ſie werden bedenklich. Ein Volk ſoll die Freiheit erwerben, ohne ſie und trotz ihnen? Nein! ſie laſſen den Griechen ſagen: Ihr ſeid zu ſchwach, wir wollen euch helfen. Sie ſchicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit ſie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt ſich von ſeinem Herzen hinreißen und gibt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerſtöre. Codrington ſiegt und die chriſtlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgeſcholten. Die Griechen ſind frei! Dieſer Angſtruf ſchallt von Hof zu Hof. Wie iſt dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf ſinnen jetzt die Räthe der Fürſten. Es gibt viele magere Fürſtenſöhne in Europa, die kann man mäſten mit dem Fleiſche und Blute der Griechen — alſo monarchiſche Verfaſſung. Die Griechen ſind begeiſtert, ſie leiden an der gefährlichſten Bruſtentzündung: ſchnell, nur ja recht

ſchnell das ſtärkſte freiheittreibende Mittel — alſo deutſche Leibwache. Aber kein Königſohn wird der Narr ſein, ſein eigenes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müſſen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er ſie glücklich machen ſoll; aber die Griechen ſind arm, ſie müſſen alſo borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — alſo hinreichender Kredit. Viele Fürſtenſöhne meldeten ſich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das iſt die griechiſche Frage. Den Edelſten, den Tapferſten, den Geiſtreichſten, den Muthigſten? Nein! Den, der am meiſten Kredit hat; den, der ſeine Miniſter, Oberſtallmeiſter, Geſandte, Hofmarſchälle, Oberkammerherren und adligen Garde-Offiziere am beſten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt ſich alſo ſorgfältig, „bei dem erſten europäiſchen Wechſel-Hauſe“ (alſo bei Herrn von Rothſchild), welcher Fürſt den meiſten Kredit habe? Herr von Rothſchild ſchlägt in ſeinem Kreditbuche nach, es ſtanden alle Fürſten Europa's darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothſchild ſchließt mit Recht daraus, daß ein Fürſt, der nie Kredit bei ihm geſucht, des Kredits am allerwürdigſten ſei. Er gibt alſo dem Herrn von Gagern den Beſcheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Alſo iſt

Prinz Friedrich der Niederlande am würdigſten, König der Griechen — ich will ſagen, König der griechiſchen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, dieſen *großen* Grundſatz dem Grafen Capodiſtrias mitzutheilen. Dieſer aber iſt auf Reiſen, angeblich einen griechiſchen König zu ſuchen, eigentlich aber, um zu erlauſchen, gegen welche künftigen Anſprüche er das moscowitiſche Intereſſe werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reiſt dem Compagnon ſeiner großen Grundſätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüſſel erwiſcht er ihn, und erzählt ihm athemlos: Herr von Rothſchild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meiſten Kredit, und er ſolle daher gleich zu deſſen Vater, dem Könige, gehen und die griechiſche Frage mit ihm in Ordnung bringen. Capodiſtrias gehörte aber unglücklicherweiſe zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundſperre im höchſten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, *ich habe kein Kleid*. Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch geleſen und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der ſo arm geweſen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu han-

deln! Warum hat Herr von Gagern, einer der wärmſten und frühſten Vertheidiger der griechiſchen Frage, nicht dem Grafen Capodiſtrias ein paar hundert Franken vorgeſchoſſen, daß er ſich ein Kleid machen laſſe? Jeder geſchickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollſtändigen Anzug. Capodiſtrias erbot ſich jedoch, zum niederländiſchen Miniſter zu gehen, „aber nicht als Staatsmann, ſondern Mann zu Mann.“ Er geht. Herr von Gagern ſtirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt; was hat er geſagt? „...j'ai trouvé la fibre un peu molle,“ erwiederte Capodiſtrias ... „was ich mit der „Pflicht des wirklichen Staatsmannes „explicirte,“ bemerkte Herr von Gagern. Er aber dürfe ſeinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Rolle des Dilettanten erſchien.“ Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Weſen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da die Fiber ſpannt, einen Talleyrand zum Eſel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodiſtrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothſchild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen,

und den Prinzen und die Curse der griechischen Papiere durch deutsche Leibwachen zu schützen. Kürzer und kräftiger hat noch Keiner das seelenlose, mechanische, selbstsüchtige, schacherhafte Treiben der neuern europäischen Staatskunst, des Monarchenthums und der Hofschwänzelei dargethan, als dieser Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegessen.

Montag, den 30. Januar.

Laſſen Sie den *** tauſend, ja zehntauſend male von mir grüßen und danken für die herrliche Geſundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! Hier ſagen ſie: Les Rois s'en vont. Dieſe Taugenichtſe von Franzoſen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, ſobald wir guten Deutſchen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unſere Töchter mit ihren Söhnen, unſere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtſchaft, und wehe dann Jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken! Was Sie mir von den Polen geſchrieben, und wie herrlich ſie in Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen ſeinen Mantel umgehängt und ſtillſchweigend fortging, dem ſollte man auf dieſer Stelle ein Denkmal errichten; keinen ſchönern Zug des Herzens weiß die alte Geſchichte zu erzählen. So mögen ſie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem ſtarken Volke der einzige Schwächling ſein,

und bin ich erſt der Schlechteſte aller Deutſchen geworden, dann iſt Keiner ſeliger als ich. Guter Gott, was iſt an einem einzelnen Menſchen, was an mir gelegen? Beſſere als ich ſind verkannt worden. Das Leben iſt kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und Keinem wird Gerechtigkeit zu ſpät ausgezahlt, der, wie ich, als er ſeinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht ſtanden, aber richteten ſtatt gerichtet zu werden, habe ich einiges überſetzt, das ich Ihnen ſpäter mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier dieſen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikaniſche Vorleſung zum Erwärmen kann immer gut ſein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geſchrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf dieſem Wege; möge es ſich emſig auf ſeine große Beſtimmung vorbereiten und ſich deren würdig zu machen ſuchen. Denn Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt des deutſchen Reichs und der Sitz der deutſchen National-Verſammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit

gekrönt werden. Den Taxiſchen Palaſt, die deutſche Baſtille, wird man niederreißen, und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg geſäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule ſich erheben, welche die Inſchrift trägt: Hier liegt Deutſchlands Schande!

Drei und ſiebzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Januar) ſtehen Proben aus der bald erſcheinenden Ueberſetzung meiner Briefe. Es iſt das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alles ſehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänſehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe ſchon in einer andern Recenſion geleſen, daß man mich gereizt und nervenſchwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben ſo gar keine Vorſtellung davon, wie man anders als ſie ſelbſt denken und fühlen könne, daß, finden ſie es einmal, ſie die wundervolle Erſcheinung einer Krankheit zuſchreiben. Sie kennen ſo wenig die Macht und Wirkſamkeit des Geiſtes,

daß ſie es lächerlich finden, wenn ein körperſchwacher Menſch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erſchüttern ſucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verſchwörung gegen die ruſſiſche Regierung entdeckt wurde und die Hauptverſchworenen hingerichtet wurden, man von einem derſelben nichts Verächtlicheres glaubte ſagen zu können, als er ſei nervenſchwach und habe doch geſucht ein Reich umzuſtürzen! Auch Robert hat mich einen nervenſchwachen Athleten genannt. Ueber die Spötter! Weil ſie, wie jener Crotoneſer, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit ſich herumzuſchleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganzen lebendigen Ochſen zu tragen, halten ſie ſich für ſtark, weil ſie dumm ſind. Dieſe Menſchen, die, weil ſie ſich nie der Außenwelt widerſetzt, auch niemals Widerſtand gefunden, ſehen nicht die nächſte Grenze ihrer Kraft und halten ſich für mächtig, weil ſie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich beſſer. Er nennt mich ſo ein Kerl, was doch auf eine ſechs Fuß hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur ſo ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich überſetzter Kerl, ſondern ein unterſetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Bruſt, breiten Zähnen, breiten Fäuſten und breiten Gedanken — hei! wie wollte ich ſie

zurichten! Denn wahrlich, ſtünden mir alle Waffen der olympiſchen Götter frei, ich wählte nicht Jupiter's königliche Blitze, nicht Dianen's ferntreffenden Pfeil, nicht Merkur's Rednerliſt, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditen's Zauberblick, nicht Amor's Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Silen's groben Spaß. Sie ſchrieben mir neulich, es ſei meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittſchaft ausgeſprochen. Freilich iſt es meiner unwürdig: aber es iſt ganz meiner würdig, in ſolcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in dieſen Tagen der Entſcheidnng? Soll ich daran denken, wie Leute von Geſchmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aeſthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, ſoll ich ängſtlich beſorgt ſein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, ſoll ich fern bleiben und ſie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beſchmutzen? Wenn es darauf ankommt, von den feinſten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drahtnetz für Mückenfeelen — ich verſtehe das ſo gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, eine Satire zu ſpitzen, ſo ſpitz, daß ſie durch die Pore eines Glaſes dringt — ich

verſtehe das ſo gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu miſchen, klar, hell, rein, durchſichtig, ohne Farbe, Geruch und Geſchmck, unſchuldig wie friſches Quellwaſſer, ein Verläumdungsgift, eine aqua tofana — ich verſtehe das ſo gut als Einer. Aber nein, ich will die Kerls todt ſchlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn Alle ſollen es wiſſen, und ſie ſelbſt, daß ſie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenüberſteht, der gar nicht weiß, wo er ſich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er ſtreitet — ſoll ich ihn ſchonen, weil er dumm iſt? Er gilt ſeinen Mann und ſeine Kugel trifft ſo gut, als kenne er ihr Ziel. Darum ſchlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit ſolchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirſchkerne ſchnellen gegen ſolche Elephanten — es iſt lächerlich. Sie ſpüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Rohheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal die Beſſeren alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in ſeiner Gegenwart und ergötzte

mich unter lautem Lachen an dem Fischweiberwitze einer deutschen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Gesichte: ja es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiederte: pah! das bürstet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber später darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu sagen, und daß der Freund Recht gehabt. Selbst Heine, der doch so fein ist in seinen Ausdrücken und ein plumpes Wort gar nicht verstehen sollte, bemerkte, als er sah, wie ich mich lustig machte, über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind gelesen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber die Leute, die entweder selbst zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung besser wissen als ich, wie man auf sie wirkt.

Die ministeriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum schreiben sie denn so plump, warum schimpfen sie so pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil sie nicht fein zu sein verstehen? O nein! Sie verstehen es nur zu gut. Wenn sie einen Streit unter sich haben, Hof gegen Hof, Fürst gegen Fürst, Macht gegen Macht, dann kocht selbst ihr heftigster Zorn nie so stark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorschein käme.

Haß im Herzen, haben ſie die liebevollſten Worte auf den Lippen und mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit ſtoßen ſie dem Feinde ein ſchönes Schwert in die Bruſt. Wo es aber darauf ankommt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge entſcheidet, ſind ſie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenloſe Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was ſie gegen uns, ſollten wir gegen ſie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den ſie ſiebenmal errungen, ſiebenmal wieder verloren, weil ſie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, ſo in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht feſt genug an ihr eigenes Recht und daß ſie allein alles Recht beſitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wiſſen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinſte Theil davon, der ſich weiter erſtreckte als ihr väterliches Erbe, und daß ſie darum von allem was ſie wollen und was ſie thun, Keinem Rechenſchaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil ſie das nicht wiſſen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürſten gut und billig erſcheinen, rechtfertigen ſich, ſtatt Rechtfertigung zu be-

gehren, fordern, wo ſie nehmen ſollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt, und fordern es mit ſo leiſen höflichen Worten, daß man ſich anſtellt, die Hälfte nicht verſtanden zu haben, und die verſtandene Hälfte abzuſchlagen den Muth bekommt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen ſie; liegt ſie tief im Kothe verſenkt, wir holen ſie auch. Darum ſiegt die Bosheit überall, darum wiſſen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorſprung zu gewinnen, weil ſie den kürzeſten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert ob er rein ſei oder ſchmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, ſie gebrauchen ſelbſt edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir ſollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir ſuchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und Alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wann wir auch zu ihm ſtoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder ſpäter durchwaten müſſen, wollen wir ſiegen für das Recht. Was Andere thun für die Tyrannei, warum ſollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine ſagt: auch die Freiheit müſſe ihre Jeſuiten

haben; ich ſage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur ſolche Waffen fürchten, die ſie ſelbſt gebrauchen; denn nur dieſe kennen ſie. Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber.

Iſt es wie in den großen Kämpfen dieſer Zeit, wo Macht gegen Macht ſtreitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Menſch für ſein beſonderes Leben gegen das andere beſondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weiſen, der Böſewicht über den edlen Mann? Das geſchieht, weil die edlen Menſchen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechſeln und mit Recht für das Recht ſtreiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann ſelbſt im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und dieſe bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rouſſeau. Es gab keinen Menſchen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte ſein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er ſo verkannt? Warum wurde er ſo verſpottet? Warum

war ſein Leben ſo voll Schmach und Noth? Er verſpottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und ſchonte die Schlechten. Ueber die Sache verſchwand ihm der Menſch; er liebte das Gute, und verſtand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden; man muß haſſen, um lieben zu können. Rouſſeau haßte und liebte Keinen, darum ſtand er allein; er verſchonte Jeden, darum wurde er nicht verſchont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber ſich ſelbſt wußte er nicht zu vertheidigen. Das ſchien ihm ſchnöder Lohn für freien Liebesdienſt, und den verſchmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze ſeiner Beredſamkeit gebrauchte er für Andere; für ſich ſelbſt war er wehrlos und ſtumm. Einmal ſagt er in ſeinen Bekenntniſſen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt.“

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuſte haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob ſie zwar tauſendmal mir Recht

gäben, doch tauſendmal mich todtſchlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort Recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder!

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Meſſager, geleſen. Geſtern war ſie noch miniſteriell, heute hat ſie die Farbe gewechſelt. Die Actionairs haben ſich nicht gut geſtanden bei dem bisherigen Miniſterialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es iſt merkwürdig! Läſe ich keine andere Zeitung, als nur den Meſſager, hätte ich denken müſſen, daß ſeit geſtern ſich die ganze Welt geändert, daß ein Komet an die Erde geſtoßen und ſie in eine neue Bahn getrieben. Daraus ſah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes abſteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abſtand bleibt immer der nämliche. Und ſo iſt es überall. Wie kann das gut enden?

Verfloſſene Nacht hat man eine Verſchwörung entdeckt, aber keine von den neuen dummen Gaſſenverſchwörungen beim hellen Sonnenſcheine, ſondern eine von der guten alten Art, ſchauerlich, mitternächtlich, blutdürſtig, wie ſie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menſchen, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in

einem Hauſe überfallen. Sie ſetzten ſich zur Wehre. Der erſte eindringende Soldat wurde erſchoſſen. Einige hundert ſind arretirt. Die Verſchwornen ſollen ſtarke bewaffnete Trupps in verſchiedenen Stadttheilen aufgeſtellt haben. Man wollte in die Tuilerien dringen; General Bourmont ſoll in Paris ſein. Doch iſt alles noch ſchwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Karliſten? Man ſagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Geſellſchaft doch mehr als Einer geweſen ſein, der von der Verſchwörung wußte. Es iſt eine intereſſante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum ſind ſie nicht ſo klug wie Joſeph von Egypten geweſen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit beſſer für die Hungerjahre geſorgt? Jetzt kommt die Beſcherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geſchrieben: in Oeſterreich würden ſie erſchrecken über die furchtbaren Fortſchritte des Liberalismus, wenn ſie erfahren, daß ſogar in Conſtantinopel eine Zeitung erſcheint? Nun, das war damals freilich geſcherzt; aber es war ein Scherz im Geiſte des Ernſtes. Und jetzt iſt es wirklicher Ernſt geworden. Der öſterreichiſche Geſandte in Conſtantinopel hat der hohen Pforte eine ſehr eindringliche Note über-

reicht, worin er im Namen seines Hofes vorstellt, welch eine schrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, selbst wenn sie im Sinne der Regierung geschrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was sagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf stelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr satyrisch sein. Alle Phantasie geht dabei zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geschichte von der russischen Zensur erzählen. Hängt Euch, deutsche Zensoren! Das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Russe die Beschreibung einer Reise drucken lassen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Zensur fand auch an dem Buche nichts auszusetzen, außer dem Titel; denn es war nicht schicklich, daß ein Russe 1812 in Frankreich reise, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um diesem Mißstande abzuhelfen, strich die Zensur den Titel Reise durch Frankreich aus und schrieb dafür Reise durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, setzte sie England an dessen Stelle.

Jetzt noch zwei chinesische Anekdoten zum Einschlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiser von Rußland ließ dem Kaiser von China sagen: er möchte doch an der Grenze seines Reichs

einen Cordon gegen die Cholera ziehen lassen. Darauf ließ der Kaiser von China erwidern: er werde das bleiben lassen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menschen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen solcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chinesischen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er sie als fruchtlos und den Müßiggang begünstigend ansah. Um seine Meinung zu unterstützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine sonder„bare Krankheit aus, deren Wirkung sich an den „Haaren Derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. „In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte seiner „Haare und darauf starb er. Als der damalige „Kaiser Tschanglug dieses erfuhr, sagte er mit be„stimmten Worten, er wolle von dieser Krank„heit nichts hören. Dieser höchste Wille, mit „Festigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verschwin„den.“ Gute Nacht!

Freitag, den 3. Februar.

Iſt denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung geleſen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches ſchöne Wort eine noch ſchönere Geſinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, ſagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiſer „und König an? Das hier ſind brave Kerle, das „weiß ich.“ Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag „ziehen wollen; die haben den Ruſſen noch etwas „ganz Anderes vorgeſungen.“ Ein Dritter äußerte: „Wir müſſen den jungen Leuten zeigen, „daß wir keine Preußen ſind.“ Der Berichterſtatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die ſich ſo geäußert, aus den niedrigen Ständen geweſen. Dieſe Bemerkung war ganz überflüſſig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder ſo viel Verſtand, noch ſo viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutſchland wird die ſchönſten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die ſchlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warſchau war ihnen bange; ſie zerſtreuten es, und jetzt geht die Freiheit hauſiren im ganzen Lande, von

Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oesterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter schweigen; und jetzt schicken sie zwanzigtausend Prediger im Lande herum, die erzählen, was sie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Russen, dann wird man lange reisen müssen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu besuchen.

Was sich aber Preußen für Mühe giebt, sich verhaßt zu machen! So viel Bescheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu studiren. Daß aber meine guten Deutschen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es ist in ihrer schönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was sie dem Hasse geliehen, (und sie leihen ihm nur und nehmen später zurück) setzen sie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen hassen, aber liebt darum Oesterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oesterreich zischt nicht eher, bis es gebissen. Preußen watschelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oesterreich wartet, bis sie an dem Dickicht vorbeikommt, wo es verborgen lauert. Hasset Preußen, aber fürchtet Oesterreich. Oesterreich kann, was Preußen nur will. Preußen ist nur Oesterreichs

Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oesterreich findet die Weichsel roth genug, es ist ganz zufrieden, und jetzt will es den Rest der Polen dazu benutzen, im deutschen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieses ist doch ein Körper, aber Preußen ist ein schauerlicher Geist. Hätte Oesterreich nicht diesen Zweck, wäre es nicht damit einverstanden, hätte die Begeisterung des deutschen Volks für die edlen Polen in gar manchem deutschen Lande, in gar mancher Stadt, sich so ungestört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht gesehen, daß selbst die feigsten aller Regierungen an dieser Begeisterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen sich ausgezeichnet, sind der österreichischen Regierung mit ganz besonderer Liebe zugethan, durch ganz besondere Bande an sie geknüpft. Hasset Euere offenen Feinde, aber fürchtet die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen!

Samstag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er sich in seinen politischen Ansichten von mir unterscheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne ist eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Personen sind wegen der letzten Verschwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General Dufour. Das ist der nämliche General Dufour, welcher in den Juli-Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhause um die Gunst des Volkes bettelte, zu ihm sagte: Sie sehen, gnädiger Herr, welch ein schlechtes Ende schlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf sein Herz legte, und, nachdem er eine der schönsten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Dufour sagte: „Es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzose, habe die Freiheit immer geliebt, immer für sie gekämpft.“ Fast geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt sitzt er auf dem Throne und Dufour im Kerker,

Auf Perrier's Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte sich ein Billet dazu verschaffen, wie zum Theater; aber ich

wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, mich nicht ſetzen, wo Spötter ſitzen.

— Bei dem Anlaſſe neulich, wo die Simoniſten in die rauhen Fäuſte der Gewalt gefallen, haben ſich die Franzoſen hier wieder auf eine ſehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Theile gegen die Simoniſten; faſt alle Blätter, am meiſten aber die liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro beſonders, dieſes reiche Nadelkiſſen, ſtach ſie täglich auf das Grauſamſte. Aber ſeit dem Tage, daß die Regierung ſich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geiſtes gemiſcht, hat ſich Alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen ſich der Simoniſten auf das freundlichſte an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weiſe, er werde von nun an kein Wort mehr gegen ſie ſchreiben, ſondern all ſeinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die proteſtantiſchen Intereſſen, das die religiöſe Lehre der Simoniſten ſtets mit Kraft und Ernſt bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entſage von nun an ſeinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinſchaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simoniſten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde ſie unter ſolchen Verhältniſſen nicht bekannt

machen. Iſt das nicht Alles, wie bei uns? Auch dort, ſobald die Regierung einen Menſchen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben ſich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutſchen zum Schutze und zum Beiſtande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußen-Galgen iſt wunderſchön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht ſchon im Anfange dieſes Winters, es würde noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Regierung, von der man früher erwartet, ſie würde andern Völkern beiſtehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, ſich mit allen deſpotiſchen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun, heute erzählt man, Schiffe mit Menſchen wären aus einem franzöſiſchen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu beſetzen, und gemeinſchaftlich mit Oeſterreich und dem Papſte die Italiener unter das alte ſchmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig, ich ſchäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, ſchneller als der Wind ſeinen Blicken enteilt.

Vier und ſiebzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum Erſtenmale ſeit der Revolution, zwei Menſchen hingerichtet. Da verloſch der letzte Strahl eines ſchönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller ſeiner Feinde gebot und es ſchonte, dachten einige edle Männer daran, dieſe Tugend des Volkes, ſo lange ſie noch regierte, zum künftigen Geſetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geſchont, ſie ihren Rachedurſt doch wenigſtens nicht mit Blut ſollen ſtillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieſer betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinſen verloren ginge, und daß ſie das ſpäter alle wieder herbeiſchaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, er-

ſchraken über die Abſchaffung der Todesſtrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungsloſigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch ſchwiegen ſie. Denn damals ſtanden ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Miniſter Karls X., die ganz in ihrem Geiſte und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. Man wollte ſie vom Tode retten und ließ darum die Wünſche des Volks für die Abſchaffung der Todesſtrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Miniſter zur Gefangenſchaft verurtheilt waren, befreite man ſich von der ſchweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesſtrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen ſeit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbeſtrittene Herrſchaft ihrer Leidenſchaften und eine mathematiſche Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Chriſtus' Lehre und als das Gebot der Menſchlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maaßſtabe nehmend, hatten ſie ausgemeſſen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks ſo klein geworden ſein, daß die große Idee von der Abſchaffung der Todesſtrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber ſie täuſchten ſich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk

die Vorbereitungen ſah, zeigte es ſich ſo aufgeregt und widerſetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben ſie den Richtplatz an das Ende der Vorſtadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Geſichtskreiſes des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben ſie ganz im Stillen vollzogen; erſt zwei Tage ſpäter erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Miniſter haben es im Triumphe erzählt, wie ſchön alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimniſſes alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Dieſe waren ſchon ſeit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften ſie nicht mehr, ſie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen ſie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh ſpazieren, und als ſie ſich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte ſagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber ſie haben ihn nicht verſtanden, dieſen Donner des Himmels. Eilt Euch! Eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz iſt Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe

angetragen, da hätten ſie nicht ruhen und raſten, ſie hätten ihre Kinder nicht wiederſehn, nicht eher eſſen, trinken und ſchlafen ſollen, bis das rettende Geſetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückſeligen! Für wen denn haben ſie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben ſie das verroſtete Beil des Henkers wieder blank geſchliffen? Für ſich ſelbſt. Nicht zum zweitenmale wird das Volk ſeine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweitenmale wird es ſeinen Feinden das Leben ſchenken.

— Wenn Pfeilſchifters Blätter für den deutſchen Adelſtand nicht eben ſo unſichtbar ſind, als es noch alle ſeine früheren Schriften waren, wenn man ſie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hierher zu ſchicken. Es iſt ein Werk der Menſchlichkeit und ich wäre im Stande, ſelbſt daran zu arbeiten. Charpie für den deutſchen Adelſtand — er wird ſie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menſchen, ſobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie ſchön ordnet ſich das jetzt alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den frühſten Zeiten war das Volk nichts, der Fürſt wenig, der Adel Alles. Aber die Fürſten wollten mehr werden, und verbanden ſich mit dem

Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürsten wurden viel, der Adel sank zu wenig herab, das Volk erhob sich zu etwas. Nun aber wollten die Fürsten Alles werden, und verbanden sich wieder mit dem Adel, um das Volk in sein altes Nichts zurück zu stürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der späten Einsicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürsten und Edelleuten, so lange sie außer dem Volke stehn, nicht das Geringste. Jetzt in unsern Tagen ist die Noth und Gefahr für die Fürsten so groß geworden, daß sie, wie immer in Gefahren, sich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an dessen Spitze sie sonst standen, stellen sie vor sich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das allervortheilhafteste für uns. Den Völkern war eine Art religiöser Scheu vor ihren Fürsten anerzogen, und darum, ob sie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind sei, trugen sie doch Bedenken, denselben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürsten zu verletzen, die vor ihm standen. Jetzt aber, da die Fürsten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg ist sicher. Nach dem polnischen Kriege hat sich der mächtige Kaiser Nikolas

ganz erschöpft in die Arme seines Adels geworfen; der absolute König von Preußen organisirt die Aristokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der englische Adel drängt seinen König zurück, und der französische rüstet sich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum schreibt, Ihr Pfeilschifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das ist Weiberarbeit, das kömmt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fischweiber von Paris übertroffen und furienartiger, als jene einst die Aristokraten mißhandelt, mit Euern zarten adeligen Händen den Demokraten das Gesicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einst der Bayard des Tugendbundes, gefesselt vor Euer Sopha geschleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, sondern in der Deutschen allgemeinen Zeitung — stehet: „noch ein Wort über Börne;“ ein sehr verdienstvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Zensur-Orden geschmückt worden ist. Das ist nun einer der Wohlwollenden, der froh und emsig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich besser verstanden, als die Andern;

aber auch nur beſſer verſtanden, was ich geſagt, was gedruckt zu leſen war. Doch was ich nicht geſagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenſtriche Euerer Zenſur nicht wenigſtens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach, das iſt eben der Jammer mit den Deutſchen. Weil ſie immer ſo gründlich, ſo vollſtändig ſind; weil ſie Alles, was ſie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, ſo oft ſie lehren, ſie Alles lehren, was ſie wiſſen über Alles; weil ſie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieſer Stunde, von den Verhältniſſen eines beſchränkten Raumes, ſie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchſprechen; weil ſie hinausſchiffen in den großen Ocean, ſo oft ſie ſich die Hände waſchen wollen — urtheilen ſie, findet ſich einmal ein Mann, der ſagt, was zu wiſſen nur eben Noth thut, es ſei ein oberflächlicher, einſeitiger Menſch, der luftige Worte ſpräche und nichts Gründliches ſage. Was iſt da zu thun? Ach, geſtehet es nur, wenn wir uns wechſelſeitig unerträglich ſind, ſo iſt doch meine Laſt viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menſchen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutſche auf dem Rücken,

und die ſind ſehr ſchwer, ſehr ſchwer! Geſteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der Deutſchen allgemeinen Zeitung ſagt: man möge nicht vergeſſen, daß ich ein Jude bin. Aber das ſpricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus; nein, er gedenkt deſſen zu meiner Entſchuldigung, ja, zu meinem Lobe. Er ſagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutſchen erbittert, die mein Volk ſo gedrückt und geſchändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börne's iſt das Franzoſenthum der „Rieſenmaßſtab geworden, mit welchem gemeſſen „die deutſche Nationalität in ihrer ganzen Zwerg„haftigkeit und Verkrüppelung erſcheinen ſoll.“ Fer„ner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegenſatzes, „wie Alles in dieſer Welt voll Licht und Schatten, „und ſie muß daher, um ihren Gegenſtand in ſeiner „ganzen Kleinheit darzuſtellen, ein wirklich oder ſchein„bar Großes ihm entgegenſetzen.“ Ferner: „Die „ernſten ſchlagenden Worte eines Rotteck und „Welker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze „eines Heine und Börne, ſtreuen den Samen „künftiger Thaten über unſer Vaterland aus .... „Hat man Börne's Briefe zu Ende geleſen, ſo iſt „auch der Eindruck vorüber und es iſt uns nicht

„anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden „Feuerwerke zugesehen.... Allein alle diese einzelnen „Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, „auf welcher die Nationen vorwärts zu schreiten ha„ben; das vermögen keine blendenden, zuckenden Ge„dankenblitze, sondern nur das Licht der klaren „unwandelbaren Sonne.“ Und noch mehrere Dinge solcher Art spricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann Keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große

Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört,

ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meinen Juden nicht. Wäret Ihr nur wie sie, dann wäret Ihr besser; wären ihrer nur so viele als Ihr seid, dann wären sie besser als Ihr. Ihr seid dreißig Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber Ihr, frei dem Froste blosgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ. —

Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder,

und es ist schwer, sie von einander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Banquiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise, und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß Euer Herz stark genug werde für Euern Geist; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm schnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzosen an; und Ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind, und die Franzosen Riesen? Anstauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken

und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutſcher bleiben mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen; ein Deutſcher mit ſeinen ſechs und dreißig Fürſten, mit ſeinen heimlichen Gerichten, mit ſeiner Zenſur, mit ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit ſeinem Demuthe, ſeinem Hochmuthe, ſeinen Hofräthen, ſeinen Philiſtern — — auch mit ſeinen Philiſtern? — — —

dann reden ſie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das ſiehet jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden ſie. Das iſt, was gelernt werden muß, darin iſt die Wiſſenſchaft. Von den Tugenden der Franzoſen konnte ich ſprechen, denn das ſind Lichtflecken. Ihr ſeid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falſch beurtheilet. Ihr ſagt: mit ſolchen fliegenden Witzen ſtreue man nicht den Samen künftiger Thaten über unſer Vaterland aus! O ſchonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Samen ausſtreuen reden höre. Jetzt reden ſie noch von ſäen, da doch ihr Korn ſchon längſt geſchnitten iſt, und es nur an Dreſchern fehlt, die es ausſchlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroſchen; dankt es mir! Samen ausſtreuen! Man verliert alle Geduld. So macht Euch auch eine neue Erde für Euren Samen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meint Ihr. Wenn man meine Briefe geleſen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine

Briefe geleſen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Waſſer ſtatt Wein einſchenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf ſtammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menſchen bewegen? Heißt Ihr das ſie bewegen, wenn es Euch gelingt, ſie zu Eueren Geſinnungen hinüber zu ziehen? Wenn ſo, dann bin ich beſcheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menſchen bewegen, wenn es mir gelingt, ſie fortzutreiben, entfernten ſie ſich auch von meiner Geſinnung. Sie gingen doch, ſie blieben nicht länger ſtehen. Und das iſt mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn ſeit der großen Sontag das deutſche Volk ſo in Bewegung geſetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben ſie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben ſie mit faulen Aepfeln geworfen; aber ſie haben ſich bewegt für mich, wie für ſie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben ſie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben ſie mit einer gräulichen Katzenmuſik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben ſie vor meinem Hauſe gekeſſelt und geklappert, ſie ſind ſpäter zu Bette gegangen, ſie haben drei Stunden weniger ge-

ſchlafen. Iſt das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zorns in tauſend blutleere Wangen gejagt, und ſeid Ihr denn ſo ganz gewiß, daß nicht manche ſchüchterne Schamröthe das benutzt, ſich leiſe, ſachte auch darüber hinwegzuſchleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar geſtreut — was geht das Euch an? Das iſt meine Sache. Genug, es flammt. Seid nicht undankbar gegen einen Euerer treueſten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in ſeinen hohen Jahren ſchlafbegierig geworden, da, ſeiner Fürſtenpflicht eingedenk, befahl er ſeinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er ſeinen Diener. Trinkt nur erſt Eueren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Erſten ſein, es zu geſtehen, daß ſie einſt gerecht geweſen. —

Sie verlangen, ich ſolle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher ſie vorwärts zu ſchreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: ſpottet Ihr über Euch ſelbſt, oder wollt Ihr mich zum Beſten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher ſchreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Zenſur, ja nicht zu vergeſſen die Kaution; von öffentlichen Gerichten; von Geſchwornen; von Abſchaffung des Neubruchszehenten, des Blutzehenten und anderer Teufelszehenten; von Aufhebung der Frohnden und Zünfte; von Aufhebung der Univerſitäts-Gilden; von perſönlicher Freiheit; von einem gemeinſchaftlichen deutſchen Geſetzbuche; von gleichem Maaße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von ſtarker Wehrverfaſſung gegen das Ausland? Von dem Allen ſollte ich Euch ſprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geſchlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinder-Lohn erſpare. Poſitives wollen ſie haben! Wahrhaftig, ſie haben es mir vorgeworfen, es ſei gar nichts Poſitives in meinen Briefen. Poſitives! Und ihr Poſtament iſt die ganze Erde! Iſt es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr ſeiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage

Positives aufzusetzen? Ich verbürge mich für seine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildsäule der Freiheit darauf zu setzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihr's nicht mit Freundschaft anhören, was ich Euch mit Freundschaft sage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren seid? Diese arbeiten jetzt an guten Communalschuhen, und sind diese fertig nach hundert Jahren, stecken sie die Füße hinein; und nach hundert Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren setzen sie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Constitution, so gut und so schön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen sie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Professoren auf die Folter, und wenn sie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die sie widerrufen, sobald Ihr sie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verstehe es bes-

ſer. Ein Volk iſt ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgeſtattet mit allen Gaben des Herzens und des Geiſtes; aber eine unheilbare Schwäche, eine ſchlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küſſe mich. Du biſt ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt haſt du eine Ohrfeige, denn du warſt unartig geweſen. Und jetzt küſſe mich wieder, theures Kind!“ Nein, ſo handelt Ihr, ſo redet Ihr nicht, ſo thöricht ſeid Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen ſchweigt Ihr. Darüber gehen ſeine ſchönen Eigenſchaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verſtändiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der ſchwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann ſah er wohl etwas in ſeinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne ſchimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerstag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; statt fünfzehn Paare jährlich, sollen künftig achtzehn Paare heirathen dürfen. O Zeitgeist! Zeitgeist! Wer kann dir widerstehen?

— Wenn **** zu Ihnen kommt, binden Sie sich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man sich's versieht. Das ist ein Jacobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutsche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären sie, wenn sie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und sonst überall, wo man mit der Menge spricht, die deutsche Sprache verbieten und dafür die hebräische einführen könnten, die Keiner versteht! Hebräisch regieren — das wäre etwas Himmlisches! Ein Punkt kann den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, giebt dem Gesetze einen ganz anderen Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Constitution so fein machen, daß sie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr christlichen Minister! Werdet Rabbiner und ich habe

das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das ist die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutsche Superlativ des Monarchismus; es ist eine allerhöchste Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Korporalstock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorsam verwandeln, und aus dem sitzenden Heere der Schreiber ein stehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder statt der Flinte schultern, statt Patrontaschen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Assessoren werden Schildwache stehen müssen und die Referendäre des Nachts patrouilliren. Das Ministerium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtstube. So verknechtet man das Volk, so verknechtet man seine Hüter, so verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! so viele Umstände wären gar nicht nöthig. Die Preußen sind gute Menschen und leitsam wie die Hämmel. Der Kühnste unter ihnen, der Herr Professor von Raumer, ist noch furchtsam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Zensur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cho-

lera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Se. Excellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und sein Onkel gewesen, auf dessen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwischte. Indessen er hatte ihn. Gleich ließ er seine Heldenthaten, als sein eigner Homer, in die Allgemeine Zeitung setzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch sein gnädiger Onkel nicht schützen, das griff die preußische Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Professor Raumer, seinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er hätte die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geschickt, er wisse nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für solche Menschen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menschen, die mit Herz und Glauben dem Absolutismus dienen; nein, Herz und Glauben sind der Tyrannei verhaßt, auch wenn sie ihr dienen. Man will freigesinnte, aber gottvergessene Menschen, die ein Gewissen zu verkaufen, die eine ursprünglich gute Gesinnung dem Teufel zu verschreiben haben. Die sucht man, die belohnt man am

beſten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufſtellen, als hohnlächelnde Beweiſe vorzeigen, daß Tugend nichts iſt und Ehre eine Waare. So verknechtet, ſo entadelt man die Menſchheit, daß ſie Gott ſelbſt nicht mehr erkennt und ſie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich gestern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menschlichkeit müßte in Ihnen erloschen sein. Haben Sie meine erschütternden Ermahnungen vom Neujahrstage schon vergessen? Warten Sie nur, dann schreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen soll.

Den gestrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es ist eine wöchentliche Zusammenkunft, die, wie jede andere, der geselligen Unterhaltung gewidmet ist und keine besondere religiöse oder doctrinaire Bestimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beschneiten nordischen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer schönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günstigen

Gefühle, ſondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir feſt verſprochen: dort findeſt du Menſchen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtauſende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menſchheit aufzuſuchen; und du findeſt ſie mit den neueſten Geſichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Geſinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzoſen und Pariſer. Ich fand ſie nicht ſo. Es ſchwebte ein Geiſt heitern Friedens über dieſen Menſchen, ein Band der Verſchwiſterung umſchlang ſie Alle und ich fühlte mich mit umſchlungen. Eine Art Wehmuth überſchlich mich, ich ſetzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergeſſenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetiſche Geiſt des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider ſeinen Willen? Ich weiß nicht. Aber ſchweigende Begeiſterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simoniſten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Luſt und Freude, nur ſtiller. Es wurde getanzt, Muſik gemacht, geſungen; man ſpielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menſchen, ein Drittheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das ſieht man

freilich in andern Pariſer Geſellſchaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während ſie aber beiſammen ſind, findet eine Art Eheſcheidung zwiſchen ihnen ſtatt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer ſaß eine ganze Reihe Kammer- und Dienſtmädchen. Sie kamen oft in das eine Geſellſchaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrſchaften tanzen zu ſehen und ſingen zu hören. Dieſe Gleichheit gefiel mir ſehr. Noch beim Nachhauſegehen auf den Boulevards fühlte ich mich ſeelenwarm und ich ging zu Tortonie und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, beſonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutſchen, welche die Nebenſache zur Hauptſache gemacht. Die franzöſiſche Leichtigkeit iſt bei ihnen zum Leichtſinn, das ſo nothwendige und darum verzeihliche ſich Hervorſtellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn ſie ſich als die gemeinſten Charlatane betragen, glauben ſie Leute von Welt, feine Pariſer zu ſein.

An der Deutſchen Tribune zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, ſobald ich frei werde. Das iſt ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der ſein Vaterland liebt, fehlen ſoll. Aber die Zeitung, wird ſie noch lange beſtehen? Sie

hat bis jetzt der Zensur getrotzt, wofür der Redacteur zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ich schicke Ihnen heute den Härings-Salat. Es ist eine große Schüssel und Sie werden Durst darauf bekommen.

Härings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchsten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieser Knabe Alexis kämpft mit einer Berserker-Wuth, für die ihm einst in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder soll ich nicht? Kennten mich nur die Menschen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich solchen niedrigen Troßbuben das Gesicht zuwende. Aber auch diesen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philisterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haselnuß geschnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, sich vor ein Nürnberger Schäch-

telchen hinzuſtellen, wie es beſchaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernſthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo ſeine Seele hingekommen? Es iſt viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in ſeine Bierkaltſchale gegoſſen, und der blaſſe blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, ſtürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus ſeinem Taumel, bis eine ſtarke Fauſt dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter ſtürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schleſinger! Ach, lieber Papa Schleſinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hauſe geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwiſchte mich kein zweitesmal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin, wo Werber zechen. Sie haben dir wohl verſprochen, du ſollteſt Hauptmann werden; aber du bliebeſt Trommelſchläger dein ganzes Leben. Du dauerſt mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite ſtamme ich von Belſta ab, des Rieſen Bergthorir

Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenſtolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abſtammung, um jenen thörichten Menſchen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich ſei als Jude geboren, und darum weniger als ſie — um ihnen zu zeigen, daß ich mehr bin als ſie, wie durch mein Leben, ſo auch durch meine Geburt. Der Urſprung meiner Familie geht hoch über das Chriſtenthum hinaus, und iſt noch älter als das Judenthum. Wir ſtammen aus der Lichtwelt, Muspellheim war unſer Wiegenland; Ihr aber ſtammt aus der Nebelwelt, von Niflheim ſeid Ihr hergekommen, ſeid Ymer's böſe Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einſt gewaltigen Eisrieſen. Einſt heirathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Audhumbia, und dieſe Verwandtſchaft ſpüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tauſend Jahre vor Chriſtus zog der mächtige Heimdall, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahlloſen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Ymer's, aufzuſuchen, und mit dieſen ſeinen tückiſchen Vettern einen alten Rechtsſtreit auszu-

kämpfen. Nach langem und beſchwerdevollem Zuge kam Heimdall mit ſeinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern ſchallten die Sturmglocken, und zahlloſe Wachtfeuer brannten rings umher. Heimdall's kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben ſein letztes Horn ausgeleert und ſich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botſchaft gemeldet. Es erſchienen fünf und zwanzig Zwerge in ſeidenen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der kleinſte derſelben trat hervor, warf ſich Heimdall zu Füßen, küßte ſie, ſtand dann wieder auf und ſprach: „Aller„durchlauchtigſter Fürſt und Herr, Allergnädigſte „Geißel Gottes! Mein Herr, der König der „Hofräthe, ſendet mich zu Allerhöchſtderen Aller„höchſter Perſon, und flehet Allerhöchſtdieſelben, ihn „in dieſen kritiſchen Zeiten mit keinem Kriege zu „überziehen, weil Deren heilige Perſon gerade beſchäf„tigt iſt, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme „von Portici einzuſtudiren. Allerhöchſtdieſelben mögen „geruhen zu bedenken, oder wollen geruhen zu be„denken, wie es meiner ſchuldigſten Ehrfurcht am „angemeſſenſten lautet, daß von dieſer neuen Oper „das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt,

„und darum geruhen gefälligſt umzukehren, und Aller-
„höchſtderen Königreich, das geſegnete Mußpellheim,
„wieder mit Allerhöchſtderen Gegenwart zu beglücken.
„Mein Herr und König überſendet Ew. glorreichen
„Majeſtät durch meine unwürdigen Hände dieſes
„blaue Band der ſchönen Sängerin, deren Hausorden,
„als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft und unwandel-
„baren Geſinnung, und bittet Allerhöchſtdieſelben,
„mit Allerhöchſtdenſelben einen Allerhöchſten Zoll-
„vertrag abzuſchließen, zu wechſelſeitigem Vortheile
„der beiderſeitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg
dem großen Heimdall das kleine Ordensband um-
hängen wollte, aber kaum ſeine Knie erreichen konnte,
brach darüber Heimdall's Heer in ſolch ein donnern-
des Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen
vor Schrecken umfielen und ſtarben. Deren Anfüh-
rer und Vormund riß ſich die Haare aus dem Kopfe,
warf ſich Heimdall abermals zu Füßen und ſprach
mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigſtes gött-
„liches Weſen! Mächtiger Beherrſcher von Muspell-
„heim! Mögen Allerhöchſtdieſelben in Allerhöchſtderen
„gerechtem Zorne, wenn ich mich allerunterthänigſt
„ſo ausdrücken darf, es unſerm unglücklichen Lande
„nicht anrechnen, daß einige ſchlechte Hofräthe ſich
„erkühnt, in Gegenwart Allerhöchſtderen geheiligter
„Perſon umzufallen und zu ſterben. Es ſind junge

„Leute, die erſt vor zehn Jahren von Jena zurück-
„gekommen, wo ihnen die Burſchenſchaft heilloſe de-
„magogiſche Schwärmereien in den Kopf geſetzt.
„Wollen Allerhöchſtdieſelben Gnade für Recht ergehen
„laſſen und ſich damit begnügen, daß wir zu Aller-
„höchſtderen Satisfaction gleich morgen früh unſern
„Zenſor aufknüpfen, weil er, wie dieſes Beiſpiel der
„frechſten majeſtätsſchändenden Todesart lehrt, den
„revolutionairen Grundſätzen nicht ſtreng genug Ein-
„halt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme
„von Portici hier, daß ſie ſelbſt für uns reden
„könnte!“ Heimdall gerieth in den heftigſten Zorn
und ſprach: „Ihr feigen Hunde habt nicht den Muth
„mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörde-
„riſch in den Rücken fallen! Ihr ſprecht von Frieden,
„und im ganzen Lande erſchallen die Sturmglocken!
„Ihr ſprecht von Ergebenheit und rings umher ver-
„rathen zahlloſe Wachtfeuer ein zahlloſes Heer!“ —
Der Zwerg ſchlug ſich vor die Stirn und erwiderte:
„O jammervolles, o allerhöchſtbetrübtes Mißverſtänd-
„niß! Allerhöchſtdieſelben geruhen nicht zu wiſſen,
„was Sie ſprechen! Allerhöchſtdieſelben geruhen
„falſch zu hören und falſch zu ſehen! Was Sere-
„niſſimus für Sturmglocken gehalten, iſt nichts als
„das feſtliche Geläute, womit wir Allerhöchſtderen er-
„freuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchſtdieſelben

„geruhten für Wachtfeuer anzuſehen, waren die Illu=
„minationen, die im ganzen Lande der Hofräthe von
„der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O
„Barmherzigkeit!“ Heimdall gab dem Zwerge einen Fußtritt und ſprach: „Fort, Hunde, mit Tagesan=
„bruch ſeht Ihr mich wieder!“

Nach Aufgang der Sonne ſtand Heimdall mit ſeinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter, ich wünſche wohl ge=
„ruht zu haben. Allerhöchſtderen heiterer Blick ver=
„kündet uns Ruhe und Frieden. Der Zenſor iſt
„gehenkt, und die Güter der achtzehn Demagogen,
„die geſtern Abend eines revolutionären Todes ge=
„ſtorben, ſind confiscirt worden. Ich bin von mei=
„nem Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durch=
„lauchtigſten Beherrſcher von Muspellheim eine Oper=
„Allianz anzubieten. Die beiderſeitigen reſpectiven
„Höfe ſollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen
„und Tänzerinnen mit einander austauſchen, zum
„größten Vortheile des Handels, der Induſtrie, der
„Moral, Geſundheitspolizei und Bevölkerung der
„beiden Staaten. Um Allerhöchſtdenſelben die Koſten
„der Kriegsrüſtung zu erſetzen, will mein König und
„Herr die Hälfte ſeiner Staaten an Ew. Majeſtät
„abtreten. Höchſtderen allerunterthänigſter Zwerg

„hat ſeinem Herrn dazu gerathen. Wir ſind un=
„ſerer Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeoffiziere,
„Miniſter, Kammerherren, Oberſtallmeiſter, Ober=
„Ceremonienmeiſter, Hofdamen, Maitreſſen, General=
„Intendanten und Hofbanquiers in allem nur 814.
„Für dieſe bleibt die Hälfte des Landes groß genug
„und wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal
„ſo viel Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir
„nichts an den Andern. Geruhen jetzt Ew. Majeſtät
„ein ganz unterthäniges Frühſtück einzunehmen, und
„dann der General=Probe der Stummen von Portici
„huldreichſt beizuwohnen.“

Nachdem der Zwerg=Hofrath ſo geſprochen, erhob ſich im Hintergrunde ein wildes Geſchrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen ſchmach=vollen Frieden! Auf, Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heim=dall ſchob die Hofräthe, welche die Ausſicht hemmten, weg, um zu ſehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampf=begierde die Wangen röthete, und die den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild ſchlugen. Heimdall mit ſeiner Helden=ſchaar ſtreckten froh bewegt ihre Arme den Helden=brüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und

„Dank euch Brüdern! Wir kommen, ihr ſeid es „werth mit uns zu ſtreiten, und Sieger oder beſiegt, „in Walhalla trinken wir aus Einem Horn!“ Da erbleichte der Zwerg, ſprang auf einen Stuhl, ſah die tapferen Jünglinge zornig an und ſprach: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! Heimdalls Kriegern bot ſich darauf ein Schauſpiel dar, worüber ſie zu Bildſäulen erſtarrten und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöſe aus den lebloſen Händen fiel. Sobald die teutoniſchen Jünglinge gehört: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! legten ſie ihre Rüſtung ab, zogen Schlafröcke an, ſtopften ihre Pfeifen und fingen an zu leſen und zu ſchreiben. Heimdall ſprach darauf zu ſeiner Schaar: „Auf, „tapfere Genoſſen, flieht fort von hier. Wir ſind „gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht mit „Schulmeiſtern und ihren Knaben. Fort von jener „bedauernswürdigen Jugend, fort von dieſen ver„ächtlichen Alten! Flieht und ſchaut nicht rückwärts, „bis wir nach Muspellheim gekommen.“

So verließ Heimdall mit ſeinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe ſechs Mann und einen Unteroffizier zurück.“

Dieſer Unteroffizier war Heimdalls jüngſter Sohn, der aber trotz ſeiner königlichen Abſtammung nicht beſſer gehalten wurde, als der gemeinſte Krieger. Nach-

dem aber ſein Vater fortgezogen war und der junge Menſch ſich ſelbſt überlaſſen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerſtehen. Er verweichlichte, ſein reines ſkandinaviſches Blut artete aus, und von dem vielen Eſſen und Trinken, das man ihm alle Tage vorſetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit ſich durch länger als zweitauſend Jahre in ſeiner Familie fortgeerbt. Vier und zwanzig hundert Jahre nach Heimdall reiſte ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen ſeines Podagra's nach Baden bei Raſtatt. Auf dem Wege dahin, im würtembergiſchen Städtchen Mergentheim, lernte er ein ſchönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte ſich in ſie, und verlangte ſie zur Gattin. Er erhielt ſie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm ſeine eigene Lebensgeſchichte und daraus entſtand Roberts Europäiſches Schauſpiel: die Macht der Verhältniſſe. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo ſpäter Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ ſich da nieder. Sein Haus ſtand an der Stelle, wo jetzt in Sachſenhauſen die

untere Mühle liegt. Nach und nach ſiedelten ſich viele Heiden und Juden dort an, und es entſtand eine Stadt, die Widar nach ſeinem Namen nannte. Dieſes zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im ſkandinaviſchen Wi, und furt, heißt dar. Alſo waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren waren daher im größten Irrthum, als ſie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger sein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Chriſten geweſen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Chriſten wären blos Schutzchriſten, welche die Juden in eine Chriſtengaſſe einſperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu ſchließen, damit ſie nach und nach ausſterben und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf dieſe Weiſe iſt meine früher heidniſche Familie eine jüdiſche geworden, und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdiſche Familie Rothſchild ſo übermächtig wurde, beſchloß zum Chriſtenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der

ſchwächern und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hierdurch das zerriſſene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder feſtzuknüpfen. Seitdem heiße ich alſo Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. Dec. ſagt. Ich habe den Namen mit Wiſſen und gnädigſter Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir ſelbſt ſpreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber Andere von mir ſprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeiſter nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene Keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur ſo weit angeht, daß ich ſelbſt es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Perſon, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeiſter; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnſtochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form ſeiner Naſe mißfallen, lächelte mir beim Deſert den Befehl zu, deſſen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib

in tauſend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unſterbliche Seele um das Spottgeld eines ſolchen Lächelns verkaufte. Alſo Herr Börne heiße ich und werde Jedem zu begegnen wiſſen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Geſellſchaft der Volksfreunde wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einſperrung beſtraft werden können, vor ihren Richtern ſtanden und angeſchuldigt auf dieſe Weiſe, ihre Vertheidigung auf eine wenn auch nicht ſtrafwürdige doch höchſt ſtraffällige Weiſe führten, Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfaſſung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präſident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzuſetzen, da ſprach Raspail, einer derſelben, zum Präſidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präſident; wenn Sie mit uns ſprechen, ſagen Sie blos Raspail, Hubert, Thauret. Doch ſind wir gleich vor dem Geſetze; geben Sie uns die Eigenſchaft, die wir Ihnen ſelbſt ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns ſelbſt zu fordern das Recht haben, ſind Sie auch uns ſchuldig.“ Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf dieſe Anrede. Der Präſident aber nahm keine Rückſicht darauf und fuhr fort, Raspail zu ſagen, ohne Herr. Darauf

ſprach Raspail: „Herr Präſident, nennen Sie mich „Herr Raspail, ich verlange es; nicht für mich „(man weiß, wie wenig wir auf ſo nichtige Dinge „halten), aber ich fordere es im Namen der Würde „der Vertheidigung und der Achtung, die man den „Angeklagten ſchuldig iſt. Die Beklagten, die man „alle Tage auf dieſe Bänke ſchleppt, ſind gewohnt „vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! ſie mögen „ſich ſelbſt achten lernen, es iſt ein gutes Beiſpiel, „das wir ihnen geben.“ So wie Raspail vor den Aſſiſen, ſtehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen iſt mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe iſt fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienſt bei dieſem Amte verſehen. Darum ſage ich im Gefühle meiner Würde dieſer Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, „nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. „Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, ſind Sie auch „mir ſchuldig. Den Doktor erlaſſe ich Ihnen, auch „meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen „Sie mir nicht zu ſalviren, auch dem Wohl-„gebornen entſage ich. Aber nennen Sie mich „Herr Börne, ich beſtehe darauf.“

— Auf dieſes Tutti laſſe ich ein Solo folgen; denn ich ſpiele ein unparteiiſches Doppel-Concert, indem ich zwar als Componiſt und Concertgeber mir

die erſte Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an den Meiſter Alexis. „Noch nie habe „ich ein Buch mit ſo ſteigendem Widerwillen, bis „es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgeleſen. Börne „iſt ein deutſcher Ultraliberaler, ſagen Sie. Mein „Gott, reicht denn das Wort aus, dieſen Inbegriff „von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, „dieſen bodenloſen Revolutionsgeiſt, dieſe hohle, ans „Alberne ſtreifende Begeiſterung für negirende Begriffe „auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht „unſern Liberalen Unrecht, Börne als einen ihres „Gleichen zu nennen? Mich dünkt, ſo etwas von „erſchütternd Nichtigem, in einer abſchreckenden Ge„ſtalt, iſt noch nicht da geweſen, wenigſtens nicht in „der deutſchen Literatur .... Er wälzt ſich in Ge„meinplätzen, in einem bachantiſchen Taumel, oder „wie jener iriſche Häuptling, der ſich vor der Fronte „in den Koth warf, um ſich abzukühlen, wenn ihn „das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt „ſich, daß es eine Luſt iſt.“ Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuſchender Naturgeſell von Lappen, die er ſeiner Meiſterin geſtohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zuſammengeſchneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren

geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da schlägt ein Blitz in seiner Nähe nieder, das Seelchen erschrickt, springt auf, zum erstenmale bewegen sich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum bist du erschrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verschont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen sage. Zuweilen rede ich in Streckversen, und dann duze ich Jeden ohne Unterschied des Ranges, der mir in den Weg kommt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Congresse, da nahm ich Assafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabscheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Assafötida. Sie aber, mein Bester, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer steigendem Ekel gelesen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie solche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig suchen, warum erbrechen Sie sich vor den Augen

aller Welt? Iſt das artig? Thut das ein wohlerzogener Menſch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie ſind kein alter Römer, ſondern im Gegentheil ein Referendär. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: iſt das literariſche Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeſchirr? Endlich möchte ich wiſſen, wo Sie geleſen, daß ein iriſcher Häuptling ſich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt. Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von dieſem in ihm kochenden Grimme „merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine „Reiſe durch Nord-Deutſchland machte. Man wußte „bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um „Frankfurt herum berühmt ſei .... Die Meiſten „hörten zum Erſtenmale von ihm, weil er ins Morgen„blatt eine Kritik über die Sontag einrücken laſſen, „und ſo wurde er in Berlin präſentirt.“ „Es iſt „der Mann, der über die Sontag ge„ſchrieben.“ Theurer Freund! Du gleichſt dem Geiſte, den du begreifſt. Du ſaubergewaſchenes, kuchenlächelndes, bimmbammelndes Sonntagskind, erkenneſt nur den müßigen, ſchöngeputzten, luſtigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll ſchwerer Sorgen, ſaurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die haſt du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie ſpäter, der Grimm in mir, nur heißer noch;

denn als in den Juli-Tagen der Vulkan ſich in einem Feuerſtrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und ſtiller. Damals aber, da die Freiheit nur erſt rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu ſtolz zum Kinderſpiele, verſchloß ich meine Bruſt und ließ den Grimm darin kochen zum ſpätern Gerichte. Hätteſt du meine Glut geahndet, ſchwammiger Alexis, du wäreſt entſetzt von mir weggelaufen und hätteſt dich vor Angſt in ein Waſſerfaß geſtürzt. Vielleicht hörteſt du zuweilen, wie es ſiedete in mir; aber du dachteſt wohl, ich ſumme ein Sontags-Liedchen und liebteſt mich darum. Doch über den Narren! daß er noch ſelbſt herbeiſchleppt, was er verſtecken ſollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, ſo iſt es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geſchrieben, und ſo wurde ich Jedem vorgeſtellt: es iſt der Mann, der über die Sontag geſchrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erſt das Feuer ſchüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muſe, ſetze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber ſei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom

unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen und überhaupt ſehr feſtlich zubereitet. Ich ſaß gerade beim Kaffee. Börne! ſagte Robert, trinken denn die Geiſter Kaffee? Darauf ſah er Hering an und wartete auf eine günſtige Rezenſion ſeines Einfalls. Hering aber, der ſeinen Beifall für ſich ſelbſt aufſparen wollte, ſprach: „Warum nicht? Im Kaffee „iſt Geiſt, ſchöne Geiſter begegnen ſich, darum trinkt „Börne Kaffee.“ Darauf ſagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut ſchluchzend um den Hals. Robert aber ſprach, mit bewegter doch feſter Stimme: ermannen Sie ſich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hauſe begegnete uns ein Mann, wir blieben ſtehen. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder Einer. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier

und dreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariſer Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt ſein; aber nein. Man ſchleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwiſchte; Robert aber ſtellte ſich mir gegenüber, zog ein dickes Manuſcript aus der Taſche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu leſen an: „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!“ — Da ſchlug ſich Robert vor die Stirn und rief: Ich Eſel! da habe ich den Waldfrevel ſtatt der Rede eingeſteckt! Schadet aber nichts, ich weiß ſie auswendig. „Edler Börne! „Hier unter dieſen Pferden, die einſt die Franzoſen „ſchmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glor„reich wieder zurückgebracht; hier unter dieſen Pferden, „wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil „auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge ge„antwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn ge„ſagt: er ſolle daran denken, wie man die Pferde „wieder ſchaffe; hier unter dieſen Pferden denke ich“ .... Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Weſen ſind, aber ... Doch Robert ließ ſich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter dieſen heiligen Hallen,

„glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche „eben ſo viele Talente zu erbauen gekoſtet, als Sie „beſitzen, nämlich tauſend und zwölf; hier unter „dieſen ſchönen Talenten — ich wollte ſagen Pro„pyläen — wo einſt die verdienten Männer des „Alterthums auf Koſten unſers geliebten Königs ver„pflegt worden, freie Koſt, Wohnung, Heizung und „Wäſche hatten, täglich eine Flaſche Champagner und „monatlich hundert Thaler Taſchengeld“ .... Der Referendär fiel hier dem Robert ins Wort und ſagte: Lieber Robert, Sie faſeln. Sie verwechſeln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das iſt mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber, halb todt vor Hunger und Durſt, raffte alle meine Kraft zuſammen und ſprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder „Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins iſt, iſt „es mir auch alles eins, bekamen die verdienten Män„ner des Vaterlandes, wenn ſie Hunger hatten, ein „Gebackenes zu eſſen, das man Madſa nannte. „Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, „womit Ihre Glaubensgenoſſen das ungeſäuerte Brod „bezeichnen, das ſie an ihrem Paſſah eſſen, mit jenem „griechiſchen Madſa verwandt ſei? Ich bin nicht „der Meinung, ſondern ich ſtimme mit der des be„rühmten ſeligen Wolf überein, der in ſeinen Pro-

„legomenen zum Homer gezeigt, daß das griechiſche „Madſa nichts anders geweſen, als ein Berliner „Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, theurer „Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein „Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverſtanden, „von den guten in der Jägerſtraße, mit einer Zucker„glaſur und mit Aprikoſen gefüllt.“ Robert, an den Reſt ſeiner Rede denkend, ſagte ſchmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geſchehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben ſtehen und Hering ſagte: Juſtizrath! Börne! Der Juſtizrath erſtarrte und ſagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte ſich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieſesmal aber waren es lauter Juſtizräthe. Endlich traten wir bei Juſti ein und dort wurde ich im Namen der preußiſchen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolade und Madeira bewirthet. Hering überreichte mir den erſten Pfannkuchen auf ſilbernem Teller und ſprach: Börne! Dieſer Pfannkuchen iſt ein Bild Ihrer ſchönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein ſo unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umſtieß, die herabfloß und mir ein ganz neues ſchwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erſt der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, dem zweiten meiner

Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer geſtohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikaniſchen Inſtitutionen umgebene Monarchie ſei; denn je freier ein Volk, je ſchlechter iſt ſeine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas geſtohlen.

Und dieſe Menſchen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: ſo ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geſchrieben! — dieſe Menſchen, die mir tauſend und zwölf Talente angeſchmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei-Präſident, möchte es erfahren, daß ſie bei einem Eſſen, das ſie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter ſeiner Bruſt, und die Brücke unter ſeinem Geſäß beim Gedanken, daß auf derſelben Brücke der erſte Freiheits-Kämpfer des Juli gefallen.“ .... Ach, die Naſe! Die Königsnaſe — darauf ſitzen jetzt ſchon dreihundert Mücken! .... Meinen Jammer, daß „deutſche Genies“ hungern muß-

ten, den lobt und billigt der Philiſter; doch das iſt ſeine einzige Unparteilichkeit .'. . . „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutſche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oeſterreich Folgendes ſchreibt.“ Das haben die andern Philiſter auch geſagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eignen Namen gegen Göthe zu ſchreiben; ſie wollen mich nur allein ſtellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das iſt ein Pfiff, den ſie von irgend einem abgeſetzten Polizei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen ſie auch auf dieſe Weiſe, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geſchrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader ſchlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntauſendmal zu ſchlau.

Der Referendär hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwiſſender Menſch. Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittſchaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in ſeine Hand gefallen. Er zwang ſie alle,

ihre ſchmutzigen Stiefel auszuziehen; dieſe warf er untereinander und befahl ihnen, ſie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geſchrei und Zanken der Juden hören müſſen, wie ſie einander in die Haare fielen und ſich die Stiefel aus den Händen riſſen. Schinderhannes ſtand dabei und hielt ſich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr ſeid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und ſchon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt iſt es zu ſpät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der iſt nichts als ein ſchlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutſche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete und meine Schriften ganz oder zum Theile nachdrucke.

Alſo einer von meinen Gegnern ſagte, ich wäre ein unwiſſender Menſch. Ich? Wie viele Gelehrte gibt es denn in Deutſchland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wiſſen, wie er es zu machen hat, mit ſeinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu ſchimpfen? Er muß es machen wie der Thrazier Parämius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird

es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius iſt, der die Geſchichte des Parädius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Creſſus Freigelaſſener, der korrekteſte Schriftſteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge beſitzt; oder Apollonius Cronus, der Philoſoph aus der Megariſchen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meiſterwerk von den Kegelſchnitten herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichſten und lächerlichſten Wunder erzählt, (ſo ſoll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgeleſen haben) — aber ein einzelner Menſch kann nicht alles wiſſen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in ſeinem mythologiſchen Lexicon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenor geweſen, craſſe Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls und elende Schmeißfliegen ſind, welchem Geſindel man einmal

auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man ſich ſehr hüten müſſe, die *Δειπνα απο σκυφιδος* der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechſeln, daß man ungebetene Gäſte *σκιας* nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger iſt mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern Diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienſte befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege ſtrenge Unterſuchungen angeſtellt wurden, weswegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beſchluß gefaßt, mich bei der Polizei anzuſtellen, welches ein Kriegsdienſt iſt, ein Platz im Genie-Korps, und da Einer der Senatoren die Einwendung gemacht, meine Kränklichkeit verſtatte mir nicht, dieſen Dienſt zu verſehen, erklärte: nun, ſo ſolle ich im December von Paris nach Frankfurt reiſen, um mich von dem dortigen Stadtphyſikus unterſuchen zu laſſen. Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphyſikus mich aus alter Freundſchaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, ſo oft ein Tumult entſteht, oder die Stadt in höchſte Noth geräth, gar keine Entſchuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frank-

furt ein Tumult wegen der Thorsperre, und ist nicht die Stadt durch die preußische Mauth in die höchste Noth gerathen? Das Alles weiß ich und ich wüßte noch tausendmal mehr, wenn ich aus Funke's Real-Schullexicon, worin ich das Zeug gestern Abend gelesen, noch einige andere klassische Werke von zu Hause mitgenommen hätte, wie: Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur, Heliodore, die Lautenspielerin aus Griechenland, Thibaults Pandekten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen solche Mordbrenner, solche Mauerbrecher, Dornbüsche, lächerliche Thoren, heillose Gesellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen sich zu sagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem seichten Geschwätze dieser elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie auf der Stelle aus meinem Hause den großen Koffer holen, der in der Dachkammer steht. Nicht den englischen Koffer; denn darin liegen blos meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutsche Uebersetzung von Wilibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernsten Zweck nicht dienen können. Sondern den größern deutschen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen ist, den drei Latten festhalten. Darin liegen meine gelehrten Manuskripte. Ferner ein großes gelbes

Felleiſen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt ſind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß ſämmtlicher Manuſkripte, wovon ich eine Abſchrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inſtändig, aus dem Koffer diejenigen Manuſkripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und ſie mir durch die Poſt hieher zu ſchicken. Nur vier oder fünf will ich drucken laſſen: das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, laſſen Sie den Koffer und das Felleiſen in Ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und unterſuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei ſein. Es könnte mir einer ein Manuſkript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat ſtehlen; denn die Gelehrten haben in ſolchen Dingen weder Scham noch Gewiſſen. Ich wünſche alſo zu haben: „No. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. No. 214. De captura harengorum 1831. Nr. 215. Deutſche Ueberſetzung des nämlichen Werkes: „Von dem Häringsfange. Mit Zeichnungen. No. 333. Kommentar über die Geſetzgebung der geheimen Polizei, nach engliſchen und nordamerikaniſchen Grundſätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein

Hauptwerk: No. 709. Vollſtändiges Verzeichniß aller Trauerſpiele, Luſtſpiele, bürgerlichen Schauſpiele, Liederſpiele, Melodramen und Opern, welche auf ſämmtlichen deutſchen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden ſind, nebſt Angabe der darin aufgetretenen Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweiſungen aller über die theatraliſchen Leiſtungen Deutſchlands erſchienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte dies Werk ſchon verfloſſenen Sommer in Baden drucken laſſen. ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der ſtürmiſchen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht ſollen abwendig machen laſſen. Grobe und ſchwere Talente, wie die ſeinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußſchaalen, ſchwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuſkript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutſches Nationalwerk iſt, und gleichſam eine

Fortsetzung von Ludens Geschichte der Deutschen. Es ist nur ein Jammer, daß er so schlecht bezahlt.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwasser-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutschen Männer und stellt die Büsten von Menzel, Pustkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kommt Pustkuchen hieher? Pustkuchen hat gegen Göthe geschrieben, und wer gegen Göthe schreibt, den hohen Priester von Karlsbad, ist ein Revolutionär. Hering macht die Inschrift für genannte Büsten. Als er aber an die von Heine kommt, zupft ihn Einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es ist aber Jemand von der hohen Polizei. Der sagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Refendär ein pfiffiges Gesicht macht, und lispelt: ich verstehe! Der Weisbinder, der deutsche Pantheos, schreibt nun, statt der Inschrift zu Heine's Büste, folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke lieber an „das, was Heine noch thun wird. Heine hat, so „lang es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler „gefochten; jetzt ist er es nur noch aus jugendlichem „Muthwillen. Sein Talent will Beschäftigung haben. „Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo er denselben „Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen „Liberalismus sich in Ungelegenheit zu

„ſetzen. Ich laſſe den Schleier über ſeiner Büſte „im Pantheon der deutſchen Republik ruhen, und „denke an ſeine Büſte in der deutſchen Literatur.“ Iſt das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeſchickt und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schrift= „ſteller (Heine), nicht ohne Geiſt und auch nicht ganz „ohne Poeſie (obwohl der Funke ſchon zu erlöſchen „beginnt) und den man früher gern mit Börne oder „Lord Byron zuſammenſtellte, wandelt eine ähnlich „gefährliche Bahn, und wir wünſchen es aufrichtig „zu ſeinem Beſten, daß er zeitig umkehre. „Schon das Streben, der Mode und der Tages= „neigung beſtändig zu huldigen, iſt äußerſt bedenklich. „Ueberſchreitet er auch einſt nur um ein Haar breit „die Grenze, ſo ſtürzt er (wie jetzt Börne) erbar= „mungslos von ſeiner Höhe herab, und hinter ihm „erſchallen Verachtung und Hohngelächter.“

Dieſe Zwerge fühlen ſelbſt, daß ſie dem Kampfe der Zeit nicht gewachſen ſind, und darum möchten ſie Heine anwerben. Nun, was gewönnen ſie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienſtvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, ſo wünſchte ich, Heine ließe ſich von den Polizei=Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde

das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher, weil er ſtark iſt und Widerſtand leiſtet; während der Kleiſter der Andern ſich um die Schärfe des Schwerts legt, ſie einwickelt und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte, gegen alle Naturgeſchichte, unter den literariſchen Haſen, die gar keine Stimme haben, ſich ein ſolches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrſcheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt die wunderbare Erſcheinung und giebt die beſten Aufſchlüſſe. Mir brauchte er ſie nicht erſt zu geben; die Naturgeſchichte der deutſchen Haſen im geſunden und im kranken Zuſtande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erſcheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber Andern, die weniger belehrt als ich, werden die Aufſchlüſſe nützlich und willkommen ſein. Der zweite Alexis ſchreibt von mir: „Der „Verfaſſer genoß hier früher eines außerordentlich „guten Rufes, der viel über ſeine Verdienſte hinaus„ragte ... Der Mann wurde hier verehrt und „vergöttert .... Und jetzt auf einmal dieſer un„geheuere Abfall! Man ſpricht nur mit Abſcheu und „Widerwillen von ihm. Jeder möchte ſeine „Hand in Unſchuld waſchen und nie bekannt „mit ihm geweſen ſein. Gewiß ſind die in je-

„nen Briefen niedergelegten Anſichten durchaus ver=
„werflich, aber eben ſo gewiß iſt es, daß die jetzt
„hier vorherrſchende perſönliche Erbitte=
„rung nicht allein aus dieſer Quelle fließt.
„Theils tritt bei Vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel,
„theils bei Andern die Furcht, man möchte nun
„auch ſie nach einem neuen Maßſtabe zu
„beurtheilen verſucht werden ... Die Juli=
„revolution hatte ihn völlig berauſcht, und in dieſem
„Rauſche zeigte er ſich auf einmal wie er war.
„Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar
„nicht.“ O der große Menſchenkenner! ... Doch
ich will das Wichtigere beſprechen. Ja freilich, das
iſt es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in
Berlin. Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen
im Lande zu reden, da ward ihnen todesangſt. Sie
dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick,
den Galgen und Pilatus=Kamptz. Sie verläug=
neten mich und werden mich noch hundertmal ver=
leugnen, ehe der Hahn kräht. Kräht aber einmal
der deutſche Hahn, werden ſie ſich wie die Wür=
mer zu meinen Füßen winden, und von Denen mit
Haß und Abſcheu ſprechen, welche ſie jetzt verehren
und vergöttern.

O Berliner! O Haſenpaſteten! O Kuchen=
reſſer! O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erſt

die Knochen wieder hart geworden, und die ihr, seit die Katze nicht zu Hause ist, ganz lustig auf den Tischen herumspringt! — Wenn ich jetzt unter Euch erschiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte, würdet Ihr nicht entsetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht! Ich komme! Wenn Ihr nicht artig seid, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß diese Menschen in Angstschweiß verwandeln, daß ihr ganzes Dasein in den Gossen abfließe. Den Einen suchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und spräche: „Du siehst, theurer Freund, ich habe Wort gehalten „und kam, sobald mich Preußens Söhne riefen!“ An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Messager und sagte ganz laut: „Du bist „ein Schelm, dein Styl ist gar nicht zu verkennen.“ Dem Dritten schrie ich bei Stehely zu: „Deine „gestrige Nachricht, daß der König abdanke, bestätigt „sich; um desto besser.“ Meinem vertrautesten Freunde aber, dem Referendär Hering, schriebe ich folgenden Brief: „Theurer Brutus! Himmlisch warst du „wieder gestern Abend. Warum mußtest du uns

„wegen deiner Diarrhoe ſo bald verlaſſen? Als du
„fort warſt, tranken wir auf die Geſundheit des
„preußiſchen Marats. Deine Epigramme auf Hrn.
„von Witzleben und den Prinzen von Mecklenburg
„wurden zum zweitenmale vorgeleſen und mit jauch-
„zendem Beifall aufgenommen. Der öſterreichiſche
„Geſandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Ab-
„ſchrift davon verſprochen. Ich habe heute Briefe
„vom General Uminsky bekommen. Tauſend Grüße
„für dich. Nie wird er es vergeſſen, daß du ihn
„drei Tage in deinem Hauſe verſteckt gehalten und
„er ſeine Flucht von hier nur deinen Anſtrengungen
„zu verdanken hat. Morgen verſammeln wir uns
„wieder zum Abendeſſen. Wir feiern den 21. Ja-
„nuar, den ſchönen Tag, an dem das Haupt eines
„Tyrannen gefallen. Du wirſt doch kommen? Noch
„eine andere, noch eine ſchönere Begebenheit feiern
„wir. Aber du erfährſt das erſt morgen. Doch
„nein, du lieber ungeduldiger Menſch, noch heute,
„du ſollſt es gleich erfahren. Rathe! Wie, dein
„Herz ſagt dir, du ahneſt nicht? Du haſt gewiß
„wieder Leibſchmerzen. Die Sontag iſt in die
„Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin
„und das neugeborene Kind befinden ſich ſehr wohl.
„Und jetzt? Biſt du heute im Stande ein vernünf-
„tiges Wort in den Freimüthigen zu ſchreiben, dann

„will ich zwölf Dutzend Austernschalen ohne ihren „Inhalt hinunterschlingen. Dein Spartakus. „N. S. Die Kisten mit den Dolchen werden heute „Abend bei dir abgeholt werden.“ Dieses Billet würde ich an den Referendär Hering adressiren, versiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permissionsschein gegen acht Groschen erneuern zu lassen. Da ließe ich das Billet unbemerkt aus der Tasche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, daß es der Referendär dort verloren. Und jetzt die Untersuchung, die Herings-Angst! Das alles müßte köstlich sein.

— Gott stehe mir bei! Ich wollte das Brock-Narren-Haus verlassen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da stürzte mir auf dem Korridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich fest, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutscher Philolog sein, denn er versteht kein Deutsch. Der Narr hat Nr. 97 im Hause. Der läßt sich, wie folgt, vernehmen: „Börne (der Phi„losoph, wie er sich selbst nennt) hat in den Briefen „aus Paris einen Beitrag zur forcirten Juden„literatur geliefert, zu welcher auch Heine, sein „Freund und Idol, schon manches steuerte, und damit

„ein ſehr widerliches Buch geliefert, welches einer „ſcharfen Geiſel wird Stand halten müſſen. Dieſe „Briefe ganz zu durchleſen, iſt ein Opfer, zu dem „man ſich nur in gerechter Indignation und mit gro„ßem Unwillen entſchließen kann. Wenn ſich glück„liche Anlagen und Scharfſinn ſo mit Frechheit und „Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Haſ„ſenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünni„gen, jedem Renegaten, und jedem an ſeinem ange„ſtammten Glauben ſeiner Väter zum Verräther ge„wordenen anklebt. Daß ein ſolcher auch ſein Va„terland und was ſeinen Landsleuten heilig und ver„ehrungswürdig erſcheint, zu beſchimpfen verſucht, iſt „darum kein Wunder, und wird ſich dieſe Untreue ge„wiß empfindlich ſtrafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in „einer kleinen Schrift, betitelt ....., ſchlagend „und tiefgreifend, doch faſt zu flüchtig den erſten „Streich dagegen geführt. Wie kann auf ſo weni„gen Seiten mit zwei Bänden Auswurf gekämpft „werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann „Ruhe und Reſignation, um für Deutſchland gegen „Börne in die Schranken zu treten. Darum ſei auch „hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zuge„dacht wird, beleuchtet.“ Sehen wir jetzt, was dieſe Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutſche Sprache geſchmäht und verächtlich herab=

geſetzt, und die franzöſiſche über ſie erhoben, dieſe fände ich ſublim! Und das müſſe „eine Verachtung bei jedem Freunde ſeiner Mutterſprache unter uns hervorbringen, die höher ſteigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das geleſen, möchte ich wiſſen. O Schulmeiſter!

Masculina sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugulis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander korreſpondiren; aber nur ja nicht deutſch. Sie verſtehen mich nicht und ich verſtehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich ſeit einigen Monaten bei dem erſten deutſchen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, ſonſt ein Wort in Ihrem Artikel verſtanden, will ich kein ehrlicher Mann ſein. Schreiben wir uns lateiniſch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Beſuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölniſchem Waſſer gewaſchen, meine Klei-

der gewechſelt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löſchpapier iſt ſie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn iſt zarter Champagner-Schaum; ihr Spott Prickeln auf der Zunge, das mehr ſchmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth ein trübes Wölkchen über der Sonne, an ſeinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie ſtraft durch Vergebung und ſchweigt wenn ſie verachtet. Und Alle, die einer ſo lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergoſſen von ihrem Roſenſchimmer, verzuckert, waren ſie vorher noch ſo bitter; und fein, artig und gewandt, waren ſie früher die plumpſten Grobiane und die ſchwerfälligſten Tölpel geweſen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es ſind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es ſind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat ſie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein ſind ſie geworden, ſeitdem ſie daran arbeiten! In dieſe Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittſchaft, und wie Ihr ſonſt alle heißen möget. Dieſer Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe

aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein giebt ſie das zu verſtehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung ſchreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden, und für dreitauſend Gulden kann man ſchon fein ſein, aber wir armen Schlucker, womit ſollen wir die Artigkeit beſtreiten? Das ſind leere Entſchuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab ſie zu wählen? Schlingels ſeid Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren ſich die Stuttgarter Hofzeitung bedient: Frivoler Jude, herzloſer Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenſeele, ehrlos, ſchamlos, ſeichtes Geſchwätz, gehaltloſes Geſchwätz, leichtfertiges Geſchwätz, armer Revolutions-Jäger, ſchamloſe Frechheit, ſeichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdiſche Anmaßung, ſchmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erſt die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zuſammengeſetzt ſind! „Ueberall zeigt ſich der fri-

„vole Jude, dem nichts heilig iſt, der herzloſe Spöt-
„ter auf Geiſt und Charakter der deutſchen Na-
„tion, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der
„der Menge gefallen will und der Erbärmlich-
„keit der Leidenſchaften des Tages, und im Grunde
„doch ſelbſt nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl
„kann man ſagen, daß ſich Börne durch dieſes Buch
„in jeder Rückſicht ſelbſt gebrandmarkt hat; kein
„Deutſcher, dem die Ehre ſeines Landes
„heilig iſt, wird ihn fortan mehr in ſeiner
„Geſellſchaft dulden können.“ Lieber alter Freund! Sie ſind alt geworden und wiſſen nicht, was Sie ſprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutſche Nation verſpottet? Das wäre doch ein ſonderbares Mittel! Was iſt denn die Nation anders als die Menge? Verſpottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verſtehen unter Nation nicht die Menge, ſondern nur die Dreißigtauſend unter dreißig Millionen Menſchen, welche die Blutſauger des Volkes ſind, die ohne Vaterland und ſelbſt ohne Fürſten nur den Hof kennen, an den ſie feſtgeſchloſſen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Dieſe Nation würde ich wohl verſpottet haben, wenn ſie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn ſie

nicht, ſobald ſie ſatt iſt, jedes Spottes ſpottete. Ach beſter Freund, es wäre recht ſchön, wenn mich künftig kein Deutſcher in ſeiner Geſellſchaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Geſellſchaft manches braven Mannes, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügeriſche Schuldenmacher, unverſchämte Bettler, lauſige Schmarotzer, ehrloſe Kuppler, feile Lohnſchreiber, und die niederträchtigſten Spione aller Europäiſchen Höfe wären, und daß wir unſer deutſches Vaterland für tauſend Silberrubel zehntauſendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es iſt aber ein geduldiges Volk, das deutſche! Wie gerne ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilſamen Uebung unter den Deutſchen würde, daß ſie nicht länger niederträchtige Schurken, die ſie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibiſcher Aengſtlichkeit wie ehrliche Leute, und Menſchen, die ſie haſſen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieſes im Vergleich zu „der Niederträchtigkeit des Buches noch ſehr gelinde „Urtheil nur durch einige Belege, wie ſie ihm gerade „in die Augen fallen, motivirt, hat er ſich dagegen „zu verwahren, als ob er zu den Juden-Feinden ge-

„höre, zu welchen man ſeine Landsleute ſo gerne „rechnet .... Er ſchätzt den braven, aufgeklärten, „redlichen Mann, weſſen Religion er auch ſein möge. „Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man „gewöhnlich dem jüdiſchen Volke Schuld giebt, ſo „ſchamlos ausgeſprochen ſieht, wie in dieſem Buche „des Herrn Baruch Börne .... dann kann er auch, „tief empört über ſolche Schändlichkeit, gegen den „Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt „werden, daß ſolcher ſchamloſen Frechheit und ſeich„ten Frivolität nur der Jude fähig iſt.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Rezenſenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von dieſem Hofzeitungs-Schreiber, wie man mit Hofmanier grob ſei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthe's Zauberlehrling durch Spaltung des Beſenſtiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, ſtatt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moſes bin ich Geld ſchuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tiſche geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine ruſſiſchen Gelder aus; Herr von Iſaak hinterbringt mir, was am Münchener Hof vor-

geht; Herr von Joſeph beſorgt mir meine Wiener Correſpondenz — ich muß dieſe koſtbaren Leute ſchonen, und nun ſagen, die Juden wären brave ſcharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaſchen Champagner es mich gekoſtet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsſchreiber zu meinem Lobredner zu machen? ſo ſage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr alle ſeid; aber dieſe kleine Ausgabe hätte mich nicht beläſtigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal ſelbſt, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geiſt dazu gehöre, und dann im Gefühle ſeiner Armſeligkeit ruft er den Geiſt Mendelſohn's aus dem Grabe hervor, daß er ihm beiſtehe in ſeiner Noth. „O edler Moſes Mendelſohn, im Grabe „mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes „Jahrhundert nach dir einer deines Volkes alſo „ſchwatzen kann.“ Und da der edle Moſes Mendelſohn auf die Beſchwörung eines Taugenichtſes natürlich nicht erſchien, wurde er zum zweitenmale hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen „Mendelſohn an: Zürnend erſcheine deinem entar„teten Enkel und beſſere ihn, wenn es möglich iſt.“ Vielleicht wundert man ſich darüber, daß ein Hofzei-

tungs-Schreiber so romantisch ist; aber was kann man nicht alles sein für dreitausend Gulden jährlich? Gebet dem Manne sechstausend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schafheerde, die gegen mich geblökt, fürchtet mich mehr, als den bösen Wolf, und sähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit versäumte, mich todtschießen zu lassen. So ein Schuß ist freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum sucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und sagt: „Bald will Hr. B. nur Revolutionen „und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet seine „erbärmliche Judenseele sie ängstlich, wie im „19ten Brief. So oft Spektakel und Auflauf „war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen „und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindisch „komisch, nicht dabei gewesen zu sein.“ Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unser Muth und unsere Bangigkeit sind freilich sehr verschieden von einander. Sie fürchten Alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren besonderem Schutz stehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder später einmal in Stuttgart besuche, werde ich Ihnen

beweiſen, daß eine dicke Backe Einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hauſe bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter ſich hat, man nicht erfährt, was ſich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere ſolcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindiſchen Ehrgeiz in mir aufzuregen ſuchten. Als ſie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verſchnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu ſagen, da meinten ſie: Welch ein großer Muth, ſich in Paris hinzuſetzen, und dort gegen deutſche Regierungen zu ſchreiben. Und jetzt hoffen ſie, ich würde hurtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was iſt die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutſche Regierungen die Beleidigung ihrer himmliſchen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die ſich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückiſchen, abergläubiſchen Staatspfaffen, die ihren Gott im Bauche, der ſie füttert, verehrend, die kleinſte Beleidigung ihres Gottes grauſam ſtrafen — ihnen Rede ſtehen während ſie ſitzen und verdauen; und dann aus der Welt verſchwinden, wie eine Seifenblaſe, nicht Luft, nicht Erde zeigt unſere

Spur; ausgelöſcht im Gedächtniſſe ſeiner ſehr deutſchen Mitbürger, welchen der kleinſte Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu ſchmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestroſt, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen erſehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich Euch zu Rede ſtehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich ſtünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede ſtehen. Fragt Maſſenbach, fragt Ypſilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie ſie im Kerker gelebt, warum ſie geſtorben? Gehet hin, fragt ſie, ſie ſtehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu ſchweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was ſeine Richter ihn gefragt? Er ſchweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn feſt — das iſt ſeine Freiheit. Fragt Murhardt in Kaſſel, der ſchuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geſchmachtet? Er iſt ſtumm. Er hat ſchwören müſſen, die Geheimniſſe der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörichten

Menſchen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Bruſt, abgezwungen? Der läſtert Gott und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kommt und ſeinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unſchuld leidet. Ich hielte ſolchen Schwur nicht; es iſt Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen geſagt: im nächſten Jahre würde das Dutzend Eier theurer ſein, als das Dutzend Fürſten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie ſich luſtig über mich, weil von dieſer Prophezeihung „gerade das Gegeneheil eingetroffen.“ O ich möchte mich aufknüpfen! Das habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beſchämt den erſten Platz ein, Sie ſind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum ſind Sie nicht immer ſo fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinſten Kabinetskaſten aller Fürſten Europa's, ein Meiſter-Schelm, der die Polizei ſelbſt betrügt — warum ſind Sie zuweilen ſo grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu ſein, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie ſich nur vergeſſen, „Ei, ei“ zu rufen. Ei, ei — iſt das nicht die Eſſenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philiſter eine Meile im Umkreiſe? Ich ließe mich lie-

ber todtſchlagen, ehe ich ei, ei ſagte oder ſchriebe. Und Sie haben ei, ei drucken laſſen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleuſinien der deutſchen Höfe luſtig zu machen, erzählte ich, daß der parfamſte aller Sterblichen, ein deutſcher ungeadelter jüdiſcher Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchriſtlichſten Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Hr. Baruch Börne, „man ſollte faſt glauben, daß Ihnen doch die Zeit „ein wenig lang wird, bis Sie ſich herablaſſen kön„nen, einer Prinzeſſin oder Herzogin die Hand zum „Tanze zu reichen!!“ Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann ſonſt nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei geleſen, war es mir eine Beluſtigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieſes Ei, ei hat mich ganz verſtimmt, und unwillig rufe ich aus: es iſt eine Schmach! Mit ſolchem Ei-ei-Geſindel muß ich mich herumſchlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchſten Gipfel der Begeiſterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeiſter wohnt; in jener ſeligen Stunde, wo er ſein Quartal empfangen, ſagt er, ſchreibt er als heiße, gefühlausſtrömende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!“ Nein, das iſt zu arg, und „was zu arg

iſt iſt zu arg," ſagt Eduard Meyer in Hamburg. Erſt jetzt verſtehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — ſo alles Herkommen und deutſche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigſtens geſagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Menſch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach iſt ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menſchen geſteckt, und daß er, blos ſich Luft zu machen, ſie ausgeſprochen. O aber iſt ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menſchen geweſen, daß er ſie vorſätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob geweſen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen geſammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel ſchickte, ſchrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne ſeine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweiſt nichts; es giebt oft täuſchende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt — „O du elende Schmeißfliege!" iſt zu arg und das laſſe ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich ſo lange

geſchwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutſcher bin? Aber höret, was Eduard Meyer ſagt: „Der Deutſche iſt geduldig, ſchweigſam und „bedenklich, aber doch nur bis zu einem ge„wiſſen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, „wenn er das Schweigen bricht und einen „Entſchluß gefaßt hat, ſo wird ſich Man„cher wundern über die ſcheinbare Umwand„lung ſeiner Natur. Und ich fühle es, daß „auch ich ein Deutſcher bin.... Man muß „dem Geſindel einmal auf die Finger klop„fen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin! Wehe Euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Geſindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe Euch mein Wort: ſie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutſcher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochſen, Ihr Eſel, Ihr Schweine, Ihr Schafe, Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, Ihr Sch— doch ohne Leidenſchaft! Alles mit Ordnung. Ihr:

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achſelträger, Affen, Alltagsgeſichter, Ameiſenfreſſer, Anfänger, Angeber, Anſchwärzer, Ariſtokraten, Auerochſen, Aufpaſſer, Aufſchneider, Aufwiſchlumpen, Auskundſchafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Auſternſchaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Beſtien, Beutelſchneider, Blattläuſe, Blutigel, Böſewichter, Brecheiſen, Brechpulver, Broddiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenſchwängel, Büffel, Buſchklepper, Butterfäſſer;

C.

Cabalenmacher, Cenſoren, Charletane, Chineſen, Correkturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Deſpoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienſtboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüſche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuſer, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisſchollen, Elendthiere, Eſel, Eſelsköpfe, Eulen;

F.

Falſchmünzer, Ferkel, Filzläuſe, Fiſchweiber, Fladen, Fledermäuſe, Flegel, Fratzengeſichter, Froſtbeulen, Fußſchemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimſchreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinſchreiber, Giftmiſcher, Gimpel, Gliedermänner, Glockenſchwängel, Grobiane, Grundeln, Grundſuppen;

H.

Hallunken, Haſenfüße, Häringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsfötter, Hungerleider;

J.

Janitſcharen, Insgeſammt, Johanniswürmchen, Irrwiſche;

K.

Kammerdiener, Käſemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckſe, Kleinſtädter,

Klöse, Klötze, Knechte, Kostgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebse, Krüppel, Kundschafter, Kürbisse;

L.

Laffen, Lästermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtstumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Mastvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrödchen, Mistkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeschirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochsen;

P.

Papageien, Pedanten, Pharisäer, Philister, Pinsel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recenſenten, Rekruten, Referendare, Renegaten, Reſonanzböden, Rohrdommeln, Rotznaſen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengeſichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeisfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchſe, Schurken, Schweine, Scribler, Siebenſchläfer, So ſo, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfiſche, Stöpſel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtſe, Theekeſſel, Tintenkleckſe, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelſchläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuſer;

U.

Unleſerliche, Unterthanen, Unverſchämte;

V.

Verſchnittene, Verjagte, Vielſchreiber, Vorhängſchlöſſer;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuſe, Wanzen, Waſſergeiſter, Waſſerköpfe, Weihrauchfäſſer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wiſche, Wohledelgeborene, Wohlgeborene, Würmer, Wurſtmäuler;

Z.

Zahnſtocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge; — Ihr ſollt ſehen, daß ich mit Euch fertig werden kann!

Jetzt aber bitte ich den erſten Kunſtkenner ſeiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretair Saphir in München, öffentlich zu entſcheiden, wer von uns gröber geweſen. Nicht der Herr Saphir oder ich — ſo anmaßend bin ich nicht; ſondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, Hr. Pittſchaft, die Münchener Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menſchen und Blätter, die ich nicht geleſen, ſie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der Einzelne gegenüber.

Ende des Härings-Salats.

2838852 A 4.b

Digitized by Google